



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

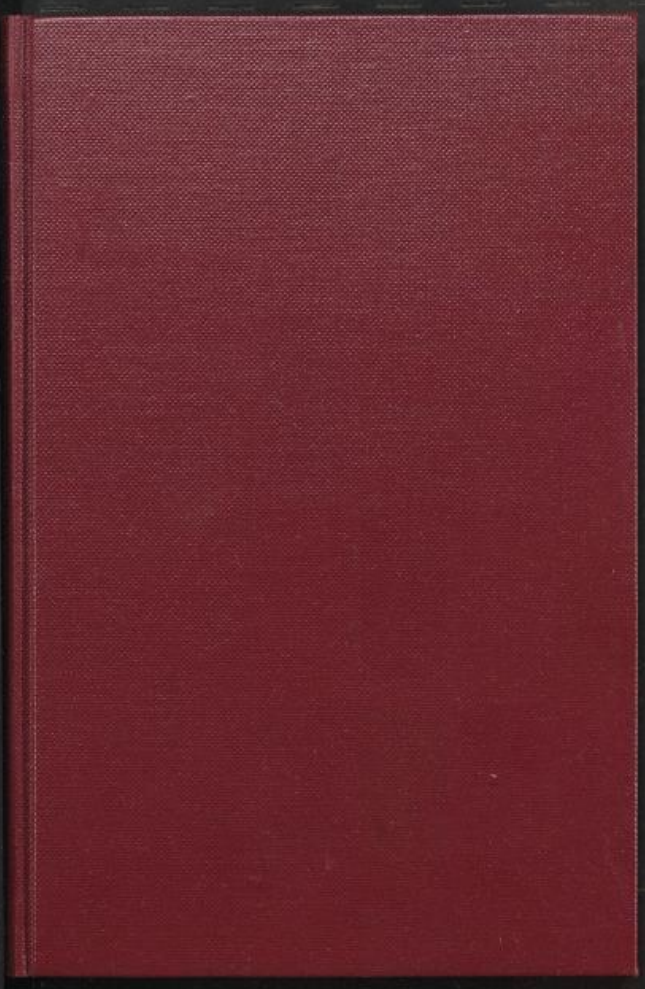
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Geschichtliche und kulturelle Entwicklung unserer Schutzgebiete

Vietor, Johann Karl

Berlin, 1913

urn:nbn:de:gbv:46:1-11552



EIGENTUM
DES
INSTITUTS
FÜR
WELTWIRTSCHAFT
KIEL
BIBLIOTHEK
I8153

VERGLEICHENDE
ANATOMIE
DER
MUSKELN
VON
MENSCH UND
TIER

GESCHICHTLICHE
UND KULTURELLE
ENTWICKELUNG
UNSERER
SCHUTZGEBIETE

VON
J. K. VIETOR
BREMEN

BERLIN 1913
DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN)

Weltwirtschaftliches Archiv

S

INHALT

I.
VORGESCHICHTE UND ERWERBUNG S. 1

II.
DER ANFANG DER KOLONIALPOLITIK
BIS 1890 S. 28

III.
VON 1890 BIS ZUR GEGENWART S. 61

IV.
PRAKTISCHE KOLONIALPOLITIK S. 96

~~XXXII A. B. 134.~~



ALLE RECHTE VORBEHALTEN.

I

VORGESCHICHTE
UND ERWERBUNG

Das Jahr 1884 hat eine für Deutschlands Entwicklung heute noch gar nicht zu übersehende Bedeutung gewonnen. In schneller Reihenfolge wurden Südwestafrika, Kamerun, Togo und Ostafrika in Afrika, Neuguinea in der Südsee unter deutschen Schutz gestellt. Damit trat Deutschland in die Reihe der europäischen Kolonialstaaten ein und nahm sofort nach England und Frankreich die dritte Stelle unter ihnen ein.

Der gesamte Kolonialbesitz Deutschlands – die kleineren späteren Erwerbungen der Karolinen, Mariannen, Marshall- und Samoa-Inseln eingeschlossen – betrug 2 658 449 qkm mit etwa 13 Millionen Eingeborenen, jetzt nach dem Marokko-Abkommen 2 907 400 qkm gegen 20 299 254 qkm mit 347 Millionen Einwohnern Englands und 6 162 408 qkm mit 46 Millionen Einwohnern Frankreichs.

Der Handel Deutschlands mit seinen Kolonien betrug im Jahre 1911 240 Millionen Mk., derjenige Englands 18 Milliarden, der Frankreichs 1 Milliarde 70 Millionen Mark.

Das Auffallendste bei diesen Erwerbungen ist jedenfalls, daß das als so ländergierig verschrieene England Deutschland nicht energischer hinderte, diese Gebiete in Besitz zu nehmen, und man muß die englische Kolonialgeschichte kennen, um dieses erklären zu können. Die englische Regierung als

¹ Vietor, Entwicklung unserer Schutzgebiete.

solche hat nämlich nie für eine große territoriale Ausdehnung ihres Kolonialbesitzes geschwärmt, sondern sich immer von den Interessenten dazu treiben lassen, besonders in Afrika, mit dem wir uns hier ausschließlich beschäftigen, da mir die anderen Weltteile zu unbekannt sind, um darüber reden zu können.

Dort ist nämlich seine Politik bis in die neueste Zeit recht unglücklich gewesen und hat große Opfer an Menschenleben und Geld gekostet.

Die vielfachen Bemühungen der verschiedensten englischen Gesellschaften, in Afrika einen gewinnbringenden Handel zu betreiben, waren von 1562 bis 1672 ziemlich erfolglos. Erst in letzterem Jahr wurde die Royal Africa Company gegründet. Der König selbst und viele angesehenen Leute gehörten ihr an, und sie erhielt das Monopol der Sklavenausfuhr nach Amerika, machte aber ebenfalls keine guten Geschäfte, da ihr trotz des Verbotes durch unabhängige Kaufleute eine schwere Konkurrenz bereitet wurde. Die Gesellschaft begründete an den Ausfuhrhäfen kleine Forts, während das ganze Land im Besitz und unter der Herrschaft der eingeborenen Häuptlinge verblieb. Da die Gesellschaft behauptete, diese Festungen nicht halten zu können, sah sich das Parlament gezwungen von 1730 – 47, bis zum Ablauf der Charter, der Gesellschaft jährlich 10000 £ zur Verfügung zu stellen, weil die englische Regierung diese Stützpunkte erhalten wollte; der einzige Zuschuß, den England für seine afrikanischen Besitzungen leistete. Die Vorrechte wurden der Gesellschaft dann aber nicht erneuert, sondern der Handel nach

Afrika allen englischen Untertanen freigegeben. Diese Kaufleute mußten jährlich eine bestimmte Abgabe und Zölle entrichten, die einer gesonderten Gesellschaft zur Verfügung gestellt wurden, die dafür die Verpflichtung übernahm, diese englischen Forts in Stand zu halten. Im Laufe der Jahrzehnte hat sich in dieser freien Konkurrenz, von der Regierung lebhaft unterstützt, der englische Sklavenhandel bedeutend gehoben. In den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts wurden jährlich über 20000 Sklaven allein nach Westindien verladen, in einzelnen Jahren über 60000 und gegen Ende des Jahrhunderts angeblich über 100000. Der Warenexport aus Afrika war dagegen ganz unbedeutend und belief sich auf wenige 100000 M.

Aber die himmelschreienden beim Sklavenhandel verübten Greuel ließen eine immer energischere Gegenbewegung entstehen. Schon 1688 beschlossen die Kolonisten von Pennsylvanien, daß es einem Christen nicht erlaubt sein solle, Sklaven zu kaufen oder zu halten. In England wandten sich seit 1750 besonders die Quäker und Wesleyaner gegen den Menschenhandel. 1776 wurde zum ersten Male die Sklavenfrage im Parlament zur Sprache gebracht. Doch dauerten die von beiden Seiten mit großer Tatkraft geführten Kämpfe bis zum Jahre 1807. Nach den englischen Parlamentsverhandlungen kann man sich ein Bild davon machen, wie die Sklaveneinkäufer in Afrika gehaust haben, wie sie die Eingeborenen mit List und Gewalt einfingen und die Häuptlinge zu immer neuen Kriegen anstachelten, um nachher die Kriegsgefangenen zu kaufen. Der

1*

Staatssekretär Pitt stellte in einer großen Rede fest, daß jedem Sklaven auf den Schiffen im Durchschnitt nur ein Raum von $5\frac{1}{2}'$ Länge, 4–5' Höhe und $1\frac{1}{4}'$ Breite überlassen würde, daß sie die ganze Fahrt gefesselt seien, so daß oft die Hälfte der verschifften Schwarzen schon auf der Reise umkam. Von den Zuständen auf den Westindischen Plantagen wurden fürchterliche Beschreibungen gemacht. Man behauptete, daß die Plantagenhalter dort ihre Sklaven so schlecht ernährten, daß einige Tausend jährlich geradezu verhungerten, da das Kaufen neuer Sklaven den Pflanzern billiger gekommen sei, als die Leute ordnungsmäßig zu ernähren. Man sagte allgemein, daß von 10 eingefangenen Schwarzen nur immer einer nach Amerika gekommen sei. Man kann sich einen Begriff von dem Elend machen, das durch diesen Handel über Afrika gekommen ist, da man schätzte, daß gegen Ende des 18. Jahrhunderts jährlich 100000 Sklaven nach den Vereinigten Staaten und 52000 nach Brasilien eingeführt wurden. In Westindien zählte man im Jahre 1793 450000 Sklaven in den Zuckerpflanzungen, und bei Aufhebung der Sklaverei in dem kleinen Jamaika im Jahre 1834 sogar 311000. Am 1. Mai wurde den britischen Untertanen aller Kauf, Verkauf und Versand von Sklaven bei 100 £ Strafe verboten. Später wurde auf Sklavenhandel Zwangsarbeit, noch später Todesstrafe gesetzt.

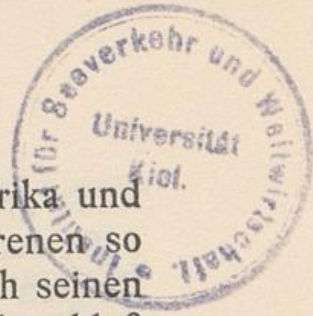
Damit waren die ganzen afrikanischen Verhältnisse auf den Kopf gestellt. Dieselben Forts, die zum Schutze des Sklavenhandels erbaut waren, wurden nun die Hauptstützpunkte für seine Bekämpfung. Seit dieser Zeit hat England seine frühere Beteiligung am Men-

schenraub nach Möglichkeit gesühnt. England hat auch Spanien, Portugal und Brasilien allmählich, zum Teil durch große Barzahlungen, zur Aufgabe dieses Handels veranlaßt, so daß Anfang der 40er Jahre alle europäischen Nationen sich seiner Bekämpfung anschlossen. England hat von 1808–50 im ganzen 600 Millionen M. zur Vernichtung des Sklavenhandels geopfert.

In wirtschaftlicher Beziehung hatte Afrika aber seine Bedeutung verloren. Die englische Regierung kümmerte sich deshalb auch wenig um diesen Besitz und überlies das Weitere der Privatinitiative.

Um den befreiten, in England gewöhnlich verkommenden Negern, die im englischen Heere gegen die Amerikaner gedient hatten, zu helfen, gründete ein Herr Sharp 1787 einen Freistaat in Sierra Leone, der als britischer Besitz anerkannt wurde, und dem später auch die Besitzungen der Goldküste angegliedert wurden. Aber das Klima hauste entsetzlich unter den Weißen. Sierra Leone wurde bald das Grab des weißen Mannes genannt. Von 2 hinausgesandten weißen Kompagnien lebte nach Jahresfrist noch ein Mann, von einer anderen verblieben nach 9 Monaten 6, und von 100 Nachgesandten verstarben in der ersten Woche 45. Unter solchen Verhältnissen konnte man der großen eingeborenen Könige nicht Herr werden und geriet in solche Abhängigkeit von ihnen, daß man verschiedentlich durch Zahlung von Goldstaub Frieden erkaufen mußte. Deshalb entschloß sich England 1827, nachdem es in 14 Jahren 80 Millionen M. hauptsächlich für Kriege geopfert hatte, die ganze Goldküste aufzugeben.

Hätten die englischen Kaufleute nicht die Tatkraft gehabt, gegen Zahlung einer jährlichen Subvention von 80000 M. die Forts dort für eigene Rechnung zu übernehmen, wäre England vom westafrikanischen Schauplatz bis auf Sierra Leone, das als Flottenstation wichtig erschien, und Gambia verschwunden. So blieb es bei langsam, aber ruhig sich entwickelnden afrikanischen Verhältnissen bis zum Jahre 1843, wo die Regierung die Oberherrschaft wieder übernahm, da gegen die Mißwirtschaft der Kaufleute schwere, anscheinend aber kaum gerechtfertigte Klagen erhoben wurden. Die Goldküste bereitete aber fortgesetzt große Schwierigkeiten. Engländer, Holländer und Dänen saßen dort durch- und nebeneinander, oft beinahe an den gleichen Plätzen, hinderen in gegenseitiger Mißgunst die Einführung von Zöllen, und die Holländer unterstützten schmählicherweise durch Gewehr- und Munitionslieferungen die Ashantis gegen die Engländer, denen diese doch recht erfolglosen Kriege teuer zu stehen kamen. Außer für die Kriege und die militärische Besetzung, die in einzelnen Jahren viele Millionen verschlangen, hatte England von 1800–63 über 16 Millionen M. für die Goldküste verausgabt. Es wurde dieser anscheinend nutzlosen Ausgabe müde, und eine 1864 eingesetzte Parlamentskommission beantragte, – zum großen Glück für uns Deutsche, – daß jede weitere Ausdehnung der Kolonien, Übernahme von Regierungspflichten oder neue Schutzverträge in Westafrika sorgfältig zu vermeiden seien. Das Parlament stellte sich auf den gleichen Standpunkt, verbot Aus-



dehnung der Kolonialherrschaft in Westafrika und schrieb der Verwaltung vor, die Eingeborenen so weit weiterzubilden, daß England allmählich seinen Besitz aufgeben könne. Dieser Parlamentsbeschluß ist auch wohl die Ursache der nach unseren Begriffen reichlich freiheitlichen Negerbehandlung in den englischen Kolonien.

Ähnlich lagen die Verhältnisse in Südafrika, welches England im Anfang des 19. Jahrhunderts besetzte. Beständige Schwierigkeiten mit den holländischen Buren, denen die humane englische Eingeborenenpolitik nicht paßte, und die infolgedessen allmählich nach Natal, Orange-Freistaat und Transvaal verzogen; häufige schwere Kriege mit den Kaffern, machten jahrzehntelang jährlich Zuschüsse von 8 Millionen M. ohne die Kosten der Kriege und der militärischen Besatzung nötig. Deshalb widersetzte man sich jeder Gebietserweiterung der Kolonien und lehnte selbst 1854 das Angebot des Orange-freistaates ab, daß England das Protektorat über das Land übernehmen solle. Erst die Diamant- und Goldfunde im Jahre 1869 ließen England seine Politik ändern und die reichen Gebiete im Griqua- und Basutoland in Besitz nehmen. Seit dieser Zeit hat nach verschiedenen Kriegen mit den Burenrepubliken England Südafrika zu einer großen Kolonie vereinigt, der kürzlich Selbstverwaltung bewilligt wurde.

Aber weiter ging man damals auch noch nicht, obgleich Frankreich nach dem Kriege von 1870 eifrig bemüht war, einen großen Teil Afrikas unter seine Oberhoheit zu bringen. Die Abneigung Eng-

lands gegen Ausdehnung seiner Gebiete blieb, bis 1884 auch Deutschland seine Kolonien begründete, Belgien den Kongostaat, Italien Massaua und Erythräa besetzte. Von da ab begann ein allgemeiner Wettlauf nach den noch unbesetzten Gebieten, an dem sich England wie alle anderen Kolonialmächte aufs eifrigste beteiligte und sich in Südwest- und Ostafrika sicherte, was noch zu haben war. Der Wettlauf war so allgemein, daß ich mich erinnere, wie es damals in Afrika Häuptlinge genug gab, die Flaggen von 2 oder 3 verschiedenen Nationen besaßen und bei Ankunft einer Expedition dann die Flaggen der betreffenden Weißen zogen.

England hat offenbar niemals daran gedacht, daß Deutschland in die Reihen der Kolonialmächte eintreten könnte. In den 80er Jahren hatte es noch verschiedene Aufforderungen Deutschlands, unsere Missionare im heutigen Deutsch-Südwestafrika zu schützen, glatt abgelehnt und erteilte auf Bismarcks Frage, ob es Ansprüche auf die Gegend der Lüderitzschen Erwerbungen mache, keine definitive Antwort. Als Bismarck seine Anfrage im November 1883 nochmals wiederholte, merkten die Engländer endlich Lunte, erklärten es als einen Eingriff in ihre Rechte, wenn eine fremde Macht das von ihnen bisher stets abgelehnte Gebiet zwischen der Kapkolonie und der portugiesischen Kolonie Angola in Besitz nehmen würde und versuchte, die Kapkolonie zu veranlassen, jetzt doch schleunigst die ganze herrenlose Küste zu besetzen.

Diesen Standpunkt erkannte Bismarck aber nicht an und sandte am 24. April 1884 das berühmte,

soviel Aufsehen erregende Telegramm an den Generalkonsul nach Kapstadt:

„Nach Mitteilungen des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden, ob seine Erwerbungen nördlich vom Orangefluß auf deutschen Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, daß er und seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reiches stehen.“

Dieses Telegramm öffnete den Engländern die Augen. Sie wurden sehr wachsam und vereitelten z. B. durch schnelles Zugreifen den Versuch, mit Hilfe der Flegelschen Expedition die reiche Nigermündung in deutschen Besitz zu bringen. An anderen Stellen waren dagegen die Deutschen glücklicher. Die Engländer hatten das dänische Keta an der Goldküste 1850 mit einer Reihe anderer Stationen gekauft, dem Platz aber keine Bedeutung geschenkt, bis verschiedene deutsche Firmen sich dort ansiedelten und einen schwunghaften Schmuggelhandel mit der Goldküste etablierten. Als die englische Regierung dort dieselben Zölle wie auf der Goldküste einführte, zogen sich die Kaufleute jenseits der englischen Grenze nach Denu (Danoe) zurück, und als England auch dieses besetzte, gingen die Kaufleute noch weiter nach Bey Beach, dem heutigen Lome. Die englische Regierung zog bereits in Überlegung, ob sie nicht das ganze heutige Togogebiet unter englische Oberhoheit bringen solle. Da wandten sich die deutschen Kaufleute an ihre Regierung, baten um Schutz, und auf meiner ersten Ausreise nach Afrika hörten wir im August 1884 in Madeira, daß Bagida und Lome deutsch geworden seien. Ich werde

mir erlauben, um ein möglichst anschauliches Bild der damaligen Verhältnisse geben zu können, auch von meinen persönlichen Erlebnissen allerlei einfließen zu lassen.

Die Verhältnisse hatten im Togogebiet sehr verzwickelt gelegen. Der König Lawson in Badji, dem die Masse der freien Bevölkerung Gefolgschaft leistete, war infolge seiner Erziehung in Lagos englisch gesinnt. Die schwarzen Nachkommen der alten portugiesischen Sklavenhändler, die meistens in den Faktoreien angestellt waren, hielten unter ihrem Häuptlinge Quadjovi zu den Deutschen, doch besaßen sie außer sehr vielen, meistens minderwertigen Sklaven keinen großen Anhang. Gleichzeitig aber beanspruchte der König Mensa von Porto Seguro die Oberherrschaft über Klein Popo, und war ein Freund der Franzosen. Es kam zu allerlei Streitigkeiten zwischen den Häuptlingen, wer das Recht der Zolleinnahme beanspruchen könne, und durch diese Differenzen litt das Geschäft sehr. Gerade im richtigen Augenblick erschien das deutsche Kriegsschiff „Sophie“, landete Soldaten, legte die Streitigkeiten bei und nahm auf der Rückreise den König Lawson und einige seiner ersten Ratgeber, Gomez und Wilson, als Geißeln mit nach Deutschland. Oft genug haben sie mir von ihren Erlebnissen erzählt. Zuerst hätten sie gefürchtet, man habe sie an Bord gebracht, um sie dort zu töten. Dann habe man sie nach Berlin gebracht, um ihnen einen Begriff von Deutschlands Macht zu geben, und sie hätten eine interessante Zeit verlebt. Dann habe ihre Angst aber von neuem begonnen, da man sie für die Rückreise nach Kiel ge-

schafft habe, und sie auf verschiedene Fragen, wohin die Reise gehe, nur immer wieder „Kiel“ gehört hätten, so daß sie sich fest einbildeten, sie sollten nun erschossen werden, da „kill“ im Englischen ja „töten, umbringen“ bedeutet. – Der sehr schneidige Kaufmann Randad, der zum deutschen Konsul ernannt war, hatte inzwischen dann noch einen alten Buschmann aus dem Dorf Togo hinter der Porto Seguro Lagune, nach welchem Platz nachher die ganze Kolonie ihren Namen erhielt, ausgegraben, der mit des Konsuls Unterstützung sich zum ursprünglichen Oberhäuptling des ganzen Togogebietes erklärte und das deutsche Protektorat annahm, indem er behauptete, daß die Küstenbewohner erst später zugewandert seien.

Im Juli 1884 war dann die „Möve“ mit Dr. Nachtigal an Bord erschienen. Er hatte mit dem alten Buschmann einen Vertrag abgeschlossen und am 5. Juli in Bagida, am 6. Juli 1884 in Lome die deutsche Flagge gehißt. Da Klein-Popo ebenfalls von den Franzosen beansprucht wurde, blieb es einstweilen unabhängig. Die Erregung der Schwarzen war groß. Bei einer Streiterei rissen die englisch gesinnten Neger in Bagida die deutsche Flagge vom Mast, und es rief unter den Eingeborenen, die nur die englische Behandlungsweise kannten, ein ungeheures Entsetzen hervor, daß Korvettenkapitän Bendemann, als er dort mit seinem Schiffe passierte, den Missetäter, einen englischen Sierra Leone Mann, der auf seine Aufforderung hin nicht gleich kam und sich als „English subject“ sehr anmaßend benahm, kurzer Hand verhaften ließ und den schuldigen Häuptling mitnahm.

Kurz darauf kamen wir mit drei Europäern auf der Durchreise nach Bagida und beschlossen, den Sonntag zu einem Jagdausflug zu benutzen, da uns diese Verhältnisse gar nicht bekannt waren, und ich als Neuling schöpfte auch keinen Verdacht, als die beiden dort ansässigen Europäer nicht mitgehen wollten. Nach einigen Marschstunden kamen wir in ein Dorf, fragten nach dem Häuptling und baten um Wasser und um einen Führer. Wir erhielten zwar beides, aber die Leute waren so sonderbar und unfreundlich, daß der uns begleitende, erfahrene alte Afrikaner nach einiger Zeit meinte, es sei dort etwas nicht in Ordnung, und zur Umkehr riet.

Dem Führer wurde bedeutet, uns auf einem anderen Wege, ohne das Dorf zu berühren, zurückzubringen, aber plötzlich standen wir wieder auf dem mit Menschen dicht gefüllten Marktplatz, die ein ohrenbetäubendes Geschrei erhoben und wild auseinanderstoben, als sie uns kommen sahen. Der eine Weiße rief: „Ich schieße, ich schieße“, aber ich hielt ihn davon ab, gab mein Gewehr meinem Jungen, hob die Hände hoch und beruhigte durch Zuruf die Leute. Dabei sah ich einen auffallend starken Mann mit wildem Gesicht, ein großes Buschmesser zwischen den Zähnen haltend, mit mächtigem Satze über eine hohe Mauer springen, und dachte unwillkürlich bei mir: Wenn es zu einer Schießerei kommt, dann wirst du der erste sein, den ich aufs Korn nehme. Es ging aber alles ganz gut. Die Eingeborenen hatten den einen von uns für den deutschen Konsul gehalten, der die Soldaten begleitet hatte, und hatten ihn nun ebenfalls als Geißel behalten wollen, bis ihr Häuptling wieder

zurückgekommen sei. Als wir sie überzeugt hatten, daß wir nur friedliche Jäger seien, ließen sie uns unangefochten ziehen. Die beabsichtigten Antilopen blieben diesen Tag allerdings ungeschossen, aber lehrreich ist diese Geschichte, zu zeigen, wie leicht man aus Mißverständnis zum Schießen kommen kann, was immer als ein großes Unglück anzusehen ist, da ein getöteter Weißer stets durch eine Strafexpedition gerächt werden muß.

Im Frühjahr 1885 war ich nach Klein Popo versetzt, dem heutigen Anecho, um dort unsere Faktorei als Leiter zu übernehmen. Eines Morgens standen wir dort auf der Veranda und sahen vom Osten her drei kleine französische Kriegsschiffe hereinkommen. Sie gingen vor Anker. Einige Offiziere und Soldaten gingen an Land, errichteten einen von den französischen Kaufleuten bereitgehaltenen Flaggenmast, hißten die französische Flagge, und die Soldaten mit einem Trompeter an der Spitze machten einen mühsamen Umzug durch den dicken Dünensand. Die drei Schiffe fuhren wieder ab. Etwa eine Stunde später kam dann mit Volldampf unsere „Bismarck“ herein, ein riesiges Schiff im Verhältnis zu den 3 Franzosen, mit fliegenden Signalen: „der Konsul hat sich sofort an Bord zu begeben“, nahm nach seiner Ankunft den Anker wieder auf und jagte den Franzosen nach. Eine unbeschreibliche Erregung bemächtigte sich wieder der Schwarzen. Die Deutschgesinnten wollten absolut die französische Flagge herunterreißen, da sie glaubten, die „Bismarck“ werde nun die drei kleinen Franzosen zerstören und Klein Popo besetzen, und wir hatten alle Mühe sie zu verhindern, gleich die deutsche Flagge zu hissen.

Die Franzosen witterten offenbar keine Gefahr und waren gemächlich fortgefahren, ohne sich zu übereilen. Die „Bismarck“ jagte an ihnen vorbei nach Porto Seguro und zog schnell die deutsche Flagge, schloß mit dem angeblichen Oberhäuptling von Togo einen Vertrag, und die zu spät gekommenen Franzosen begnügten sich mit einem formalen Protest. – Aber auch die Weißen gerieten in dieselbe Aufregung wie die Schwarzen. Sowohl die deutschen wie die französischen Kaufleute beschlossen, in einigen Booten den Kriegsschiffen zu folgen, um zu sehen, wie die Sache ablaufen würde. Große Körbe mit erlesenen Speisen und Getränken wurden zu festlichem Mahle mitgenommen, um die Offiziere standesgemäß bewirten zu können. Mir blühte das Glück, als Jüngster zu Hause bleiben zu dürfen, womit ich sehr einverstanden war, da ich mir schon dachte, daß bei den sehr beschränkten Räumen des einzigen europäischen Wohnhauses und bei den vielen Offizieren wohl kaum Platz für uns Kaufleute sein würde. Die Herren kamen denn auch recht enttäuscht wieder. Der französische Konsul hatte nur die Offiziere geladen, und die Kaufleute hatten sich in einer besseren Negerhütte allein vergnügen müssen.

Wenn ich nun noch hinzufüge, daß unser Konsul sich auf den Standpunkt stellte, daß die Engländer und Franzosen nur die Küste mit Beschlag belegt hätten und deshalb mit den Häuptlingen im Hinterland der englischen Goldküsten-Kolonie und des französischen Grand Popogebietes Verträge abzuschließen suchte, so hat man dann ein ungefähres Bild, wie es bei den Flaggenhissungen zugegangen

ist. Jeder suchte nur erst einmal so viel Flaggen unterzubringen wie möglich, um bei den folgenden diplomatischen Verhandlungen möglichst viel fordern zu können. Dem energischen Vorgehen unserer deutschen, teilweise zu Konsuln ernannten Kaufleute ist es zu danken, daß wir in Afrika noch so viel Land erhielten, und die Bemühungen dieser Herren sind ja auch zu Hause durch Ordensverleihungen genügend anerkannt worden.

Klein Popo wurde 1885 gegen Dubreka im Guinée Française eingetauscht, und in späteren Verträgen 1897, 99 und 1904 wurden die entgeltigen Grenzen Togos festgesetzt.

1874 bereits hatten die Deutschen in Kamerun die Regierung gebeten, doch die Oberherrschaft zu übernehmen, waren aber abschlägig beschieden worden. 1883 unterbreitete der Hamburger Senat auf eine Anfrage der Regierung ihr wiederum den Wunsch der Kaufleute, Kamerun deutsch zu machen, und die Hamburger Firmen, besonders Woermann und Jantzen & Thormälen, schlossen mit den unabhängigen Königen und Häuptlingen Verträge ab, mit denselben Häuptlingen, die 1882 bereits England das Protektorat angeboten hatten, ohne eine Antwort zu bekommen. Am 14. Juli 1884 wurden diese Verträge dann von Dr. Nachtigal als Reichsbevollmächtigtem bestätigt, denen eine ganze Reihe weiterer folgte. Hier war England um einige Tage zu spät gekommen. Sobald es von Deutschlands Absichten Wind bekam, sandte es ein Kanonenboot nach Kamerun und versuchte mit Hülfe der englischen Kaufleute, die Häuptlinge zu gewinnen. Infolgedessen

ging es auch dort nicht glatt ab. Admiral Knorr mußte am 18. Dezember des gleichen Jahres ein Landungskorps aus den Besatzungen der „Bismarck“ und „Olga“ bilden und die Joßplatte, wo die Empörer sich gesammelt hatten, erstürmen und ihre Dörfer zerstören. Bei diesem Kampfe verlor der Agent Woermanns, Pantenius, sein Leben; das erste weiße Opfer unserer deutschen Kolonialpolitik.

Eigentlich hatte England ganz recht, daß es sich von Deutschland keiner Kolonialpolitik versah. Das deutsche Volk und Bismarck selbst zeigten wenig Neigung zu kolonialen Unternehmungen. Während der politischen Zerrissenheit Deutschlands hatten sich nur einige gelehrte Nationalökonomien mit der Frage der Kolonialpolitik beschäftigt, Heeren, List, Roscher usw. Nach der Einigung Deutschlands haben wohl einige weitblickende Männer auf die Wichtigkeit einer deutschen Kolonialpolitik hingewiesen, besonders Dr. Fabri in seinem Buch: „Bedarf Deutschland der Kolonien“, welches auch mich als Jüngling sehr begeisterte, und auch Hübbe Schleidens verschiedene Arbeiten machten großen Eindruck. Aus des letzteren Büchern, die ich vor 35 Jahren gelesen haben mag, ist mir unauslöschlich im Gedächtnis geblieben, daß es im tropischen Afrika keinen Staub und keine Erkältungskrankheiten geben solle, was allerdings nicht ganz zutreffend ist. Diese Bücher brachten allmählich eine Änderung der Stimmung hervor. Im Jahre 1881 wurde in Frankfurt a. M. der „Westdeutsche Verein für Kolonisation und Export“ gegründet. 1882 der „Deutsche Kolonialverein“, die beide 1887 zur „Deutschen Kolonial-

gesellschaft“ mit den übrigen Vereinen ähnlicher Tendenz vereinigt wurden, welche nachher so viel zur Verbreitung kolonialer Kenntnisse in unserem Volke beigetragen hat.

Die Reichsregierung aber verhielt sich einstweilen ablehnend. Wie bereits erwähnt, gab sie der Bitte der deutschen Kaufleute, Kamerun zu besetzen, 1874 keine Folge und lehnte verständigerweise auch im Jahre 1875 das Angebot des Sultans von Sansibar ab, das Protektorat über seine Besitzungen zu übernehmen. Er war nämlich mit England in Streit geraten, da er die Ausfuhr von Sklaven nicht verbieten wollte.

Wie konnte da England erwarten, daß bereits im Jahre 1884 Dr. Karl Peters als Deckpassagier unter fremdem Namen mit einer kleinen Expedition von Triest nach Sansibar fahren würde, um in Useguha, Usagara, Nguru und Ukami mit den Eingeborenen Verträge abzuschließen, die durch den Kaiserlichen Schutzbrief vom 25. Februar 1885 unter deutsche Hoheit gestellt wurden. England hatte ebenfalls offenbar nie erwartet, daß Bismarck, der in Berlin unter Vorsitz des Direktors der Diskontogesellschaft, Herrn von Hanseemann, gegründeten „Neu-Guinea-Compagnie“ auf ihr Gesuch vom 20. August 1884 antworten würde, daß er bereit sei, in gleicher Weise wie in Südwestafrika die beabsichtigten Erwerbungen, deren Unabhängigkeit festgestellt sei, zu schützen. Die ganzen Gebiete hätte England leicht für sich in Besitz nehmen können. Neusüdwales befürwortete 1876 bereits die Besitzergreifung Neu-Guineas, und Queensland erbot sich sogar 1883 tele-

2 Viator, Entwicklung unserer Schutzgebiete.

graphisch, als Gerüchte umliefen, Deutschland wolle dort Kolonien erwerben, die ganzen Verwaltungskosten zu übernehmen. Doch England zauderte so lange, bis die „Neu-Guinea-Compagnie“ durch eine Expedition große Landerwerbungen vorgenommen hatte und Ende 1884 deutsche Kriegsschiffe die Reichsflagge dort hißten. Am 23. Dezember 1884 wurde den anderen Mächten amtlich mitgeteilt, daß die Erwerbungen der Kompagnie unter deutschen Schutz gestellt seien. Die Engländer waren eben zu sicher geworden, da im Jahre 1880 der Reichstag, besonders auf Veranlassung des freisinnigen Abgeordneten Ludwig Bamberger eine Vorlage abgelehnt hatte, der deutschen Seehandelsgesellschaft eine Zinsgarantie zu bewilligen, um die Godefroyschen Unternehmungen, die bankerott gegangen waren, übernehmen und in deutschem Besitz erhalten zu können. Von einem Reichstag, der solche Beschlüsse faßte, konnte man sich keiner energischen Kolonialpolitik versehen. Außerdem wußten die Engländer, daß Bismarck kein Freund einer deutschen Kolonialpolitik war. Er hatte es häufiger ausgesprochen, daß er eine deutsche Kolonialpolitik nur für möglich halte, wenn die Mehrheit des Volkes hinter ihr stände. Das war aber, wie die Abstimmung über Samoa gezeigt hatte, durchaus nicht der Fall. Die Mehrheit des Reichstages war für solche Unternehmungen nicht zu haben, und leider verhielten sich auch anfangs die hanseatischen Kaufleute, eigentlich die berufensten Kreise, die in fremden Kolonien ihre Erfahrung gesammelt hatten, bis auf wenige Ausnahmen, absolut ablehnend gegen jede deutsche

Kolonialpolitik. Aber die Verhältnisse wuchsen selbst einem Bismarck über den Kopf. Die deutschen Unternehmungen im Auslande wurden immer zahlreicher und bedeutender. Deutsche Gelehrte und Offiziere beteiligten sich an der wissenschaftlichen Erforschung der unbekanntenen Länder, und die deutschen Missionsbestrebungen nahmen in der ganzen Welt immer größere Ausdehnung an. Die Verhältnisse selbst drängten auf eine Änderung der Stellungnahme. Unter diesen Verhältnissen verhielt sich Bismarck schließlich nicht mehr ganz ablehnend, aber er wünschte eine Kolonialpolitik, die dem deutschen Volk möglichst wenig Verantwortung auferlegte und präziserte diesen seinen Standpunkt in einer großen Reichstagsrede am 26. Juni 1884 etwa wie folgt:

Er wollte nach dem Beispiel der englischen Royal Charter die Erwerbung und Verwaltung der Kolonien den deutschen Kaufleuten und Rhedern überlassen, die die geeigneten Länder aufsuchen, erwerben und erschließen sollten. Sie sollten selbst das Land regieren und die Regierung sollte dort nur einen Konsul oder Residenten als Bevollmächtigten unterhalten, der etwaige Klagen gegen die Kolonialgesellschaften entgegennehmen sollte, die dann einem Hamburger oder Bremer Gerichtshof zur Aburteilung überwiesen werden sollten. Dem Reich solle dann nur noch der Schutz gegen andere europäische Mächte zufallen. Bismarck hat es klar ausgesprochen, daß er für unsere Kolonialpolitik ähnliche Verhältnisse erstrebe, wie sie in der ostindischen Kompagnie bestanden haben. Das war ein unglücklicher, unzeitgemäßer Gedanke, und wir werden sehen, daß die

2*

auf solcher Basis gegründeten Gesellschaften keinen langen Bestand hatten.

Hätte Bismarck die Geschichte dieser berühmten Kompagnie genauer gekannt, so hätte er gewiß einen anderen Weg eingeschlagen. Er hätte wissen müssen, daß dieser Weg vielleicht früher entschuldbar war, da es den Staaten an Macht fehlte, selbst Kolonialpolitik zu treiben, daß aber damals schon dieses System absolut verfehlt war und unsagbares Elend über Indien und den ganzen Osten gebracht hat.

Auf die Geschichte der ostindischen Compagnie in Indien werde ich etwas näher eingehen, da sie ein gutes Bild der alten Kolonialpolitik, wie sie im allgemeinen gehandhabt wurde, gibt.

Im Jahre 1600 erhielten einige englische Kaufleute für 15 Jahre das ausschließliche Recht, östlich vom Kap der guten Hoffnung bis zur Magelanstraße Handel zu treiben. Es wurde ein Kapital von 600000 M. zusammengebracht und der Handel mit Java und Sumatra begonnen, bald aber nach Indien und Japan hin ausgedehnt, da die mächtigen Holländer die ersteren Länder beanspruchten. Im Anfang warf das Geschäft einen riesigen Gewinn ab, in den ersten 7 Jahren 171⁰/₀, in dem folgenden Jahrzehnt 90⁰/₀. Bei diesen guten Erfolgen wurde das Kapital verschiedentlich erhöht und Tochtergesellschaften gegründet, so daß 1631 49 Millionen M. in diesem Geschäft angelegt waren. Bei der Bedeutung, die diese Geschäfte allmählich gewonnen hatten, sandte die Regierung auf Wunsch der Gesellschaften im Jahre 1614 einen königlichen Gesandten Sir Thomas Roe an den Hof des Moguls, der aber überraschender

Weise der Gesellschaft empfahl, lieber die eingeborenen Nabobs zu bestechen als Gesandtschaften zu unterhalten. Sie solle ausschließlich Handel treiben, keinen Landbesitz erstreben und keine Forts bauen, nur so würde sie erfolgreich arbeiten können. Bis zum Jahre 1639 befolgte man diesen weisen Rat, ging dann aber zur Gründung von Forts über, deren erstes in Madraspatnam erbaut wurde. Dann begannen schlechte Zeiten, nicht zum wenigsten allerdings dadurch veranlaßt, daß der König Charles I von England der Gesellschaft ihr Lager von 607000 Sack Pfeffer kurzer Hand zu 21 d. abnahm, um Geld für seinen schottischen Krieg zu bekommen, und es war der Gesellschaft schwer, neues Geld zu erhalten, da die Dividende inzwischen auf 30/o herabgegangen war. Obgleich ihr 1668 vom König Bombay überlassen war, welches die Gesellschaft zu ihrem Hauptstützpunkte ausbaute, wo sie 1500 Soldaten und 100 Kanonen unterhielt, blieben, abgesehen von einzelnen Jahren, die Geschäfte schlecht, infolge der Kämpfe mit den Eingeborenen, der Bestechungsgelder an die indischen Machthaber, der Unzuverlässigkeit der schlecht bezahlten Angestellten, der Konkurrenz der unabhängigen Schiffe und angeblich auch der Geschenke für den König und andere einflußreiche Persönlichkeiten, da die Monopolstellung der Gesellschaft immer energischer angegriffen wurde.

Um aus diesen Schwierigkeiten herauszukommen, kam man auf einen unheilvollen Gedanken. Zwei Brüder Child bekamen in England und draußen die Führung in die Hand und wollten in Indien ein großes

englisches Reich begründen. Eine Flotte von 10 Kriegsschiffen mit 2000 Mann Besatzung wurde ausgerüstet, aber außer einigen Überfällen erreichte die Expedition nichts. Die Engländer wurden überall geschlagen, ihre Faktoreien zum größten Teil zerstört. Sie kamen in die schwierigste Lage, und erst 1690 erteilte der Mogul den Engländern großmütig Verzeihung, „da sie demütig und unterwürfig um Vergebung ihrer Verbrechen gebeten hätten.“ Ein klägliches Ende dieser stolzen Unternehmung! Es entstand eine große Opposition gegen die Gesellschaft, die alle Konkurrenz aufs rücksichtsloseste verfolgte, die Schiffe fortnahm und die eigenen Landsleute als Piraten behandelte. König Wilhelm von England erneuerte das Privileg trotzdem aber 1693 auf weitere 21 Jahre, da die Gesellschaft ihm, wie sich bei einer parlamentarischen Untersuchung herausstellte, 200000 M., dem Reichskanzler 100000 M. ausbezahlt hatte. Die Verlängerung des Monopols im Jahre 1693 kostete der Gesellschaft 1600000 M. Bestechungsgelder in England.

Das Parlament stellte sich aber auf den Standpunkt, daß solche Charters nur Gültigkeit hätten, wenn sie von ihm bestätigt seien und erteilte 1697 einer neuen Gesellschaft eine weitere Charter, da diese Kaufleute der Regierung eine Anleihe von 40 Millionen M. zur Verfügung stellten gegen 14 Millionen, die die alte Gesellschaft anbot. Nun entbrannte zwischen den beiden Kompagnien ein sehr unschön geführter Konkurrenzkampf auf Leben und Tod. Sie verdächtigten sich gegenseitig bei den Eingeborenen, unterhielten eigene Abgesandte bei den

indischen Fürsten, schädigten sich, wo sie konnten, nahmen sich Schiffe fort, und geradezu widerlich ist es zu sehen, wie man sich lediglich durch Bestechungen, die bis in die Hunderttausende und Millionen gingen, Vorrechte von den Eingeborenen zu erringen suchte. Wie es nach solch albernen, sinnlosen Konkurrenzkämpfen zu gehen pflegt, sie vertrugen sich 1708 und machten befriedigende Geschäfte, indem sie in den 20er Jahren 10⁰/₀, in den 30er Jahren 7⁰/₀ Dividende verteilten und sich ihr Monopol bis 1780 verlängern ließen, indem sie der Regierung in bedrängten Augenblicken mit barem Geld oder Anleihen zu Hülfe kamen.

In den 40er Jahren änderten sich aber die Verhältnisse. Bei dem zwischen England und Frankreich 1745 entbrannten Kriege wurde auch in Indien energisch gekämpft, und die Eingeborenen wurden in die Kämpfe hineingezogen. Dabei stellte es sich heraus, daß die großen indischen Reiche, vor denen man früher so viel Respekt gehabt hatte, in Wirklichkeit schwach und morsch waren. Seitdem steckten sich die Europäer in die inneren Streitigkeiten der Fürsten und erwarben sich durch die Verwendung ihrer weißen Truppen, die meistens den Ausschluß der Menschheit darstellten, großen Einfluß, da die Fürsten oft nur mit Hülfe der weißen Soldaten ihren Platz behaupten konnten.

Zuerst errangen die Franzosen unter Führung des gewandten Direktors der französischen Kompagnie, Duploix, große Vorteile; mit noch nicht 1000 Weißen und 3000 eingeborenen Soldaten brachte er in Südindien 35 Millionen Menschen unter Frankreichs

Einfluß, bis den Engländern in dem späteren Lord Clive, einem einfachen Kaufmann mit großen militärischen Gaben, der richtige Mann erstand, der Englands Herrschaft in Indien in schweren Kämpfen zu ausschließlicher Geltung brachte. Aber Lord Clive führte zugleich eine schlimme Mißwirtschaft ein. Er bereicherte sich so, daß sich sein jährliches Einkommen mit 34 Jahren bereits niedrig geschätzt auf 800 000 Mark bezifferte, und diesem schlimmen Beispiele folgten sämtliche andere Beamten, die schlimmer hausten als die eingeborenen Fürsten früher. Jährlich preßten sie den Fürsten etwa 16 Millionen M. ab, und um nur ein Beispiel anzuführen, verlangte ein Angestellter Benfield, der einige 1000 M. Gehalt verdiente, von seinem Vorgesetzten die Sicherstellung und Einkassierung von 4680000 M., die ihm ein Fürst versprochen haben sollte. In England aber entwickelte sich ein wahres Indienfieber, denn jeder junge Mann hoffte, dort in wenigen Jahren große Reichtümer zu erwerben.

Bei solchen Verhältnissen konnte die Gesellschaft aber nicht bestehen. Hungersnöte wüteten in dem ausgeplünderten, ausgesogenen Land, das Parlament mußte eingreifen und 1773 allein 28 Millionen M. bewilligen, um sie über Wasser zu halten, und seit der Zeit kam sie unter strengere Regierungsaufsicht. Aber auch diese Änderung der Politik brachte den unglücklichen Eingeborenen keine Besserung ihrer Lage. Der erste von der Regierung ernannte Gouverneur General Warren Hastings fühlte sich vor allen Dingen als Angestellter der Kompagnie und suchte auf alle Weise nur die Einkünfte der Gesellschaft

zu heben. Alles Land sollte ihr in Zukunft gehören und an den Meistbietenden verpachtet werden. Die den Fürsten zu zahlenden Pachtsummen wurden herabgesetzt, und unter Bruch der Verträge Land der Fürsten an andere unter Zahlung großer Summen vergeben. Dadurch erreichte er es zwar, daß die Schulden der Kompagnie momentan gedeckt wurden, aber er brachte immer neues Elend über das Land. Dazu führte er selbst einen abscheulichen Lebenswandel, schaffte mißliebige Indier aus dem Weg, unterschlug Gelder, und sein Freund, der von England aus eingesetzte Oberrichter Sir Elija Impey, ein ganz gewissenloser Mann und Verbrecher, ließ alles laufen, so daß sogar die Weißen für ihr Leben zu fürchten begannen, denn ungerechte Kriege, Ausplünderungen der reichen Fürsten, Räubereien und Mordtaten waren an der Tagesordnung. Eine wahre Schreckensherrschaft! 1785 wurde endlich seine Absetzung erreicht. Er ging nach Hause mit Auszeichnung von der Gesellschaft und den Aktionären empfangen, aber nach einigen Jahren wurde er vor das House of Lords zur Untersuchung gezogen, und bezeichnend für die Verworfenheit jener Zeit ist es, daß von den 400 Mitgliedern nur 29 ihre Stimme abzugeben wagten, da die meisten irgendwie unrechtmäßig mit der Gesellschaft zu tun gehabt hatten. Minister Fox versuchte damals schon die Verhältnisse von Grund auf zu ändern, aber der Einfluß der Kompagnie erwies sich als zu stark. Während des Krieges mit Napoleon erlitt die Kompagnie schwere Verluste, so daß das Parlament ihr wiederum von 1808 – 1812 80 Millionen M. vorstrecken mußte, dafür aber allen Briten den Handel

nach Indien freigab. Bereits in wenigen Jahren, 1820, übertraf dieser freie Handel den der Kompagnie um das 10fache. 1833 erklärte sich endlich die Regierung bereit, der Kompagnie 12,6 Millionen M. jährlich zu zahlen und einen Ablösungsfonds von 240 Millionen M. anzusammeln als Gegenwert des Landbesitzes, der Festungen usw., und damit hatte sie aufgehört eine souveräne Handelsgesellschaft zu sein.

Der Seapoy Aufstand 1857, der von beiden Seiten mit entsetzlicher Grausamkeit geführt wurde und die ganze Erbitterung der Eingeborenen zeigte, brachte dann endlich die Übernahme der indischen Verwaltung durch die Krone zu stande, und es ist ja genügend bekannt, wie seit jener Zeit unter der wohlwollenden Regierung Englands Indien sich gehoben hat, wie die Lebensverhältnisse der Eingeborenen sich verbesserten, wie England durch seinen indischen Handel reich geworden ist, so daß das Land heute als ein Juwel in der Krone Englands gilt.

Bismarck hatte offenbar die spätere Arbeit der englischen Regierung mit den Unternehmungen der ostindischen Kompagnie verwechselt und versprach sich von der Gründung ähnlicher Gesellschaften die beste und billigste deutsche Kolonialpolitik. Es gelang ihm denn auch, die „Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika“, die „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft“, und die „Neuguinea Kompagnie“ zu gründen, die Kaiserliche Schutzbriefe erhielten. In diesen wurde den Gesellschaften die Verpflichtung auferlegt, die staatliche Organisation in die Wege zu leiten und für eine genügende Rechtspflege zu sorgen.

Dafür erhielten sie den Schutz des Reiches, die entsprechenden Rechte der Landeshoheit und das ausschließliche Recht, das herrenlose Land in Besitz zu nehmen, darüber zu verfügen und mit den Eingeborenen Verträge über Land abzuschließen. Die Regierung behielt sich das Recht vor, die wohlerworbenen, früheren Eigentumsansprüche zu erledigen, Gesetze zum Schutze der Eingeborenen zu erlassen, die Rechtspflege zu ordnen und die Verhandlungen mit den fremden Regierungen zu führen. Für Togo und Kamerun kamen keine solche Kompagnien zu stande. Es gab dort außer der Firma Woermann wenige reiche Kaufleute, die sich in so weit ausschauende, kostspielige Unternehmungen einlassen konnten. Aus den dort ansässigen deutschen Kaufleuten wurde ein sogenanntes Syndikat gebildet, das oft zusammentrat und der Regierung Rat erteilte, aber an der Verwaltung nicht teilnahm.

Auf solche Weise war Deutschland nun in den Besitz riesiger Länderstrecken gekommen, deren Reichtum oder Armut man durchaus nicht kannte, die fast ganz unbekannt und unerforscht waren, in denen sich aber der deutschen Unternehmungslust und dem deutschen Verwaltungstalent ein weites Feld der Tätigkeit öffnete.

II
*DER ANFANG
DER KOLONIALPOLITIK BIS 1890*

Etwas Primitiveres als den deutschen Besitz in Afrika im Jahre 1884 kann man sich kaum denken.

In Keta an der Goldküste war ich gelandet, wo in dem alten dänischen Fort mit seiner militärischen Besatzung, in einigen europäischen Geschäftshäusern, einigen sehr schönen Missionshäusern und den Anfängen von Straßen und schattigen Alleen wenigstens ein Ansatz zu einer Art Zivilisation zu finden war. Nach einigen Wochen wurde ich in das deutsche Gebiet nach Togo geschickt, das ich in einer achtstündigen Hängemattentour durch tiefen Dünen sand erreichte. Der Eindruck war ein ganz kümmerlicher. Fast keinen Menschen traf man auf dem Wege den Strand entlang. In der Nähe der Grenze standen ein paar elende Negerhütten aus Stroh. In Lome selbst gab es nur ein einziges Haus aus Holz erbaut auf einem Sockel stehend. Es bestand aus einem kleinen Laden und einem Raum, der dem Europäer gleichzeitig als Wohn- und Schlafraum diente, und in dem wir oft genug zu 2, 3 oder 4 Europäern Unterkunft suchen mußten. Das Haus des deutschen Konsuls war zu ebener Erde aus Lehm erbaut und zeichnete sich durch eine Menge Winchestergewehre aus, die wie in einer Försterwohnung an den Wänden aufgehängt waren. Die übrigen wenigen Europäer, die Ange-

stellten der deutschen Firmen, wohnten in einfachen Negerhütten. Unregelmässig waren die Hütten der wenigen Schwarzen hingesezt, wie es gerade paßte. Kein Baum war gepflanzt, und der tiefe, lose Sand machte schon den Weg durch den Hof oder zu der nächsten Faktorei sehr beschwerlich. Verkehr mit dem Inneren gab es nicht. Die Europäer erwarteten in ihren Anwesen die Schwarzen, die aus der Umgegend, höchstens 1 – 2 Tagereisen weit herkamen und in irdenen Töpfen oder selbstgeflochtenen Säcken Palmöl und Palmkerne zum Verkauf anbrachten. Der Handel war minimal. Vor allen Dingen wurde Schnaps verkauft, der zuerst, als die Regierung eine Zollstatistik anlegte, mehr als 30 Prozent aller europäischen importierten Waren betrug. Die Eingeborenen hatten damals eben fast noch keine Bedürfnisse. Sie saßen wenn sie nicht wie die Ashantis und Dahomeyaner unter mächtigen Königen vereinigt waren, als Farmer, Jäger und Fischer in kleinen Gemeinden beisammen und führten ein kümmerliches Dasein fast ohne Verkehr, da sie gewöhnlich mit den Nachbardörfern in uralter Fehde lagen, in beständiger Angst vor ihren Häuptlingen und Fetischpriestern. Da es keinen Verkehr gab, waren sie nicht gewohnt mehr zu produzieren, als sie selbst gebrauchten, und es trat sofort eine Hungersnot ein, wenn die Ernte einmal versagte. Tausende kamen in solchen Zeiten im Innern um. Sie litten an vielfachen Krankheiten, besonders den Pocken, und oft genug habe ich auf meinen Reisen ganze Dörfer getroffen, die vollständig ausgestorben oder verlassen waren. Die damalige Furchtsamkeit der Neger ist wohl zu verstehen. Ich traf einmal auf

der Reise im Innern einen Professor der Botanik, Herrn Geheimrat Busse, der zur Erkundung des Landes vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee ausgesandt war. Er erzählte mir, daß das heutige Togo-gebiet, welches sich als eine riesige Prärie darstellt, früher von einem gewaltigen Urwald wie Kamerun oder Liberia bedeckt gewesen sei, daß Millionen fleißiger Hände ihn abgeholzt und an seine Stelle blühende Farmen gesetzt hätten. Aber alle diese Millionen Menschen sind vom Erdboden verschwunden, getötet und in die Sklaverei geschleppt, da Togo besonders den Kriegszügen der Ashantis ausgesetzt war, deren letzter erst 1869 stattfand, von dem die alten Leute heute noch zu erzählen wissen, und bei dem auch eine blühende Bremer Missionsstation von Grund aus zerstört wurde. Die größten Sklavenhändler waren die mächtigen Könige, gegen die die Europäer ziemlich machtlos waren, und deren Untergang, besonders durch die Sklavenjagden im englischen und französischen Gebiet zur Notwendigkeit wurde, da diese Könige trotz aller Vorstellungen und Drohungen von diesem für sie so lukrativen Geschäft nicht lassen wollten. Der von ihnen angesammelte Reichtum war für damalige Zeiten und afrikanische Verhältnisse aber auch ganz enorm.

Ende 1884 oder Anfang 85 folgte ich einer Einladung eines deutschen Kaufmanns, ihn in Dahomey zu besuchen. Ich machte auch dem Häuptling von Whydah, einem Mulatten, einen Besuch, und er lud uns zu einer großen Gesellschaft ein. Ich hätte mir niemals eine solche Üppigkeit unter den Negern träumen lassen. Die riesige Tafel, an der Weiße, Gelbe

und Schwarze in bunter Reihe saßen, war mit Blumen und dem erlesensten Geschirr geschmückt. Der Tisch bog sich unter der Last der ausgesuchtesten europäischen und afrikanischen Speisen. Aus silbernen Karaffen wurden die verschiedensten Weine angeboten und hinter jedem Stuhle stand eine schöne Sklavin zur Bedienung des Gastes. Die weiblichen Gäste waren über und über mit schwerem Goldschmuck behangen. Bis spät in die Nacht blieben wir bei den hübschen Tänzen der in bunte Kostüme mit gleichartigen Mützen gekleideten Sklavinnen beisammen, und unsere Wirte zeigten sich von der größten Liebenswürdigkeit. Am nächsten Tage ließ mich aber der Häuptling volle 12 Stunden auf meinen Paß warten, um mir seine Macht zu zeigen, da ich ohne einen solchen die durch Verhaue befestigte Grenze nicht passieren konnte. Der König hat mich später verschiedene Male eingeladen, ihn zu besuchen, da ich aber wußte, daß ich ganz in seiner Hand war und er früher schon einmal einen unserer Angestellten 6 Monate bei sich behalten hatte, habe ich es immer abgeschlagen. Das hinderte uns aber nicht, miteinander Geschäfte zu machen, die damals noch sehr lukrativ waren. In der Tat habe ich mit ihm das beste Geschäft gemacht, das mir jemals in meinem Leben gelungen ist. Der König sandte mir, als ich ihm geschrieben hatte, daß ich mich in Togo als Kaufmann niedergelassen hätte und gerne Geschäftsverbindungen mit ihm anknüpfen wolle, durch einen seiner Unterhändler 13 Elfenbeinzähne, die ich ihm für 1000 Mk. abkaufte. Ich verkaufte sie in Europa für 2000 Mk. und kaufte für den gleichen

Betrag sehr große Korallen, die der König damals als eine Art Orden an seine Großen verteilte und verkaufte sie ihm gleich wieder für 4000 Mk. Dafür war es aber auch Sitte, daß man dem König von Zeit zu Zeit ein Geschenk sandte, und ich wählte einmal eine große, sehr bunt bemalte Badewanne mit Doucheapparat, der damals in Dahomey noch ganz unbekannt war, und der König soll sich herrlich darüber amüsiert haben, so daß er in seinen Mußestunden seine Weiber abdouchte und sich an ihrem Gekreisch freute, wenn sie unverhofft den kalten Strahl auf den Kopf oder über den Rücken bekamen.

Einer unserer Leute, der heute noch in unseren Diensten ist, hatte in seiner Jugend als Diener eines portugiesischen Majors, der mit dem König einen Schutzvertrag abschließen sollte, Abomey besucht. Er weiß heute noch interessant davon zu erzählen. Der König war bei der Ankunft des betreffenden Majors im Krieg gewesen und zu seinem Einzug waren sie dann befohlen. Vor dem Palast, einem unendlich weiten Anwesen mit vielen Höfen und Gebäuden und mit einem freien Platz davor, der an Berliner Dimensionen erinnerte, waren die Soldaten aufmarschiert, jeder die Köpfe der von ihm erschlagenen Feinde auf dem Kopfe oder umgehängt tragend, die in Verwesung übergegangen, einen furchtbaren Geruch verbreiteten. Immer neue Regimenter, die Führer zu Pferde, rückten an und nahmen nach einem Rundmarsch in einem weiten Bogen Aufstellung, die gefangenen Sklaven mit sich führend. Schließlich kam der König, als Vortrupp seine Amazonen, seine weibliche Leibgarde, welche noch viel

wilder und abschreckender ausgesehen haben soll als die Soldaten. Wenn mein Gewährsmann von der Anführerin mit ihrem energischen Bullenbeißergesicht sprach, wurde ihm jetzt noch immer ganz schwach. Bei Ankunft des Königs schrie alles Volk wie wahnsinnig, trommelte und warf sich auf die Erde. Die 24 portugiesischen Soldaten präsentierten, der Major mit seinem Degen grüßte, aber man hätte kaum wahrnehmen können, daß der König überhaupt den Gruß erwidert habe, so nachlässig und leise habe er seine Hand bewegt. Nachdem er einmal um den Platz gezogen und sich dem Volk gezeigt hatte, ging er in das Haus, in dem schnell vorher 2 Gefangene geköpft waren, da er nur über eine blutige Schwelle zurückkehren durfte. Zu den großen, von ihm gegebenen Festen wurden sie ebenfalls immer befohlen, wo der König auf einem hohen Gerüst sitzend, sich vom Volke huldigen ließ, wo gespielt und getanzt wurde und wo, wenn die Aufregung genügend gestiegen war, auf den Wink des Königs von dem Blutgerüst Gefangene heruntergeworfen wurden, die oft schon in der Luft von den Leuten abgeschlachtet und dann zerfleischt wurden. Dies alles mußte der Portugiese mit seiner Frau ansehen und man erzählt sich, daß sie, da ihr Mann ganz über Erwarten lange in Abomey zurückgehalten sei, dort eines Mädchens genesen wäre. Der König habe daraufhin eine Botschaft an den Major gesandt. Er habe schon lange gerne eine weiße Frau gehabt, er solle nun dort bleiben, das Kind erziehen und er wolle es dann später heiraten. Der Major soll große Schwierigkeiten gehabt haben, überhaupt wieder wegzukommen, denn Portugal war

3 Viotor, Entwicklung unserer Schutzgebiete.

natürlich ganz machtlos dem König gegenüber, der auch im Dahomey-Krieg 1891 den Franzosen noch genug zu schaffen gemacht hat.

Jetzt führt eine Bahn nach Abomey, aber leider lassen die Franzosen diese Zeugen einer so anderen Zeit ganz verfallen. Vor 8 Jahren war der große Platz noch genau wie früher, heute ist er mit mannshohem Gras bedeckt. Der Turm, von dem die Gefangenen heruntergeworfen wurden, ist halb von den Regengüssen fortgeschwemmt und die Wahrzeichen der verschiedenen Könige, Schirm, Stuhl und Schwert läßt man verstauben und verkommen.

Die europäischen Kaufleute waren ganz in der Hand des Königs. Ohne Paß konnte keiner kommen oder gehen. Wenn der Häuptling Nachricht sandte, mußten die Weißen zu Hause bleiben und durften sich nicht zeigen. Wenn ein Europäer nicht sofort alle Wünsche des Königs erfüllte, wurde er boykottiert. Ein alter Mann setzte sich vor die Faktoreitür und erklärte, daß hier kein Geschäft gemacht werden dürfe, und kein Eingeborener oder Händler dachte daran, dies Gebot zu überschreiten. Steuern wurden ganz willkürlich eingetrieben, dafür entschädigte der König aber die Kaufleute, indem er ihnen enorme Quantitäten Palmöl und Palmkerne zukommen ließ, die ihm die Dorfschaften zu liefern hatten. – Solche Verhältnisse klingen einem modernen Afrikaner wie Märchen, aber so sah es noch vor 30 Jahren dort aus, entweder war nichts geschaffen oder die Schwarzen hatten die Übermacht dort, wo sie durch den Sklavenhandel zu Geld und damit zu Truppen und Bewaffnung gekommen waren.

Vollständig unfertig trafen auch unsere ersten Beamten die Verhältnisse, Herr Falkenthal, der für Togo, Herr von Soden, der für Kamerun bestimmt war. Die Machtmittel des Herrn Falkenthal waren sehr geringe. Ihn begleitete ein Sekretär, Herr Grade, und ein Unteroffizier von Pietrowsky. Sie brachten eine Anzahl Gewehre mit, mit denen etwa 1 Dutzend schwarze Söldner ausgerüstet und nach preußischer Manier eingedrillt wurden, und ich denke immer noch mit Vergnügen daran, daß die sämtlichen Europäer Bagidas, dem damaligen Sitz der Regierung, einmal mobil gemacht wurden, um den Dieben eine gestohlene Last Schinken und Wurst abzujagen, deren Ankunft man bei der damals so außerordentlich primitiven materiellen Verpflegung mit großer Sehnsucht entgegengesehen hatte.

Die Gouverneure schufen den Anfang einer Verwaltung, bauten ihre Regierungssitze und berichteten über das Land und die Verhältnisse. Zugleich wurde eine große Reihe Expeditionen ausgerüstet. In Togo wurde die erste 1888 von Hauptmann von François geführt, der den Volta entlang über Salaga und Jendi, der Hauptstadt des Dagombareiches, nach Moshi ging und im Osten der Kolonie zurückkehrte. Eben auf einer zweiten Reise begriffen, erhielt er in Salaga den Befehl umzukehren und in Südwestafrika den Oberbefehl zu übernehmen. Fast gleichzeitig kam ein Stabsarzt Dr. Wolf begleitet von Oberleutnant Kling und einem Schiffszimmermann Bugslag, der bereits Wißmann auf einer Durchquerung Afrikas begleitet hatte, heraus. Die Expedition war wenig erfolgreich. Sie ging im Osten Togos über Atakpame

3*

35

in das entlegene Adeligebiet und gründete die Station Bismarcksburg, die aber wenig Wert hatte und später aufgegeben wurde. Dr. Wolf erhielt dann von dem damaligen Leiter der Kolonialabteilung, Herrn Geheimrat Kaiser in Berlin, den Auftrag, vom Hinterland kommend dem König von Dahomey einen Besuch zu machen. Er starb auf dem Marsch dahin. Die Oberleitung über die Station übernahm dann der Oberleutnant Kling, der sich aber auf seinen Reisen eine schwere Dysenterie zuzog und bald nach seiner Rückkehr nach Hause starb. Diese ersten Expeditionen waren von einer rührenden Einfachheit. Hauptmann von François erklärte mir eines Tages, daß ein Reisender sich am Deutschen Reich versündige, wenn er an einem Tage mehr als 25 Pfg. für sich ausgäbe, und Oberleutnant Kling überlegte sich immer, ob er sich den Luxus eines Huhnes gestatten solle, und die ungenügende Ernährung auf seinen Reisen wird auch wohl an seiner Krankheit mit Schuld gewesen sein. Da vom Volta aus ein lebhafter Schmuggel in das deutsche Gebiet stattfand, ward in Agome Palime, dem jetzigen Endpunkte der Bahn, von Leutnant Herold und in Kete-Kratschi von Leutnant von Döring eine Station angelegt, die den Schwerpunkt des Handels nach Lome verlegten.

Diese wenigen Expeditionen hatten aber den Vorteil, daß die Engländer, als sie von Herrn v. François erfolgreichen Reisen hörten, gleich mit uns 1888 einen Vertrag abschlossen, um uns nicht weiter nach Westen vordringen zu lassen. Man konnte sich damals nicht einigen, und ein großes Gebiet in Salagas Umgebung wurde einstweilen neutral erklärt.

In Kamerun ging man noch energischer vor. Das von uns besetzte Gebiet war merkwürdigerweise schon einige Kilometer weit im Innern ganz unbekannt, während wir von den Sudanländern in der Umgebung des Tschadsees schon eine ganz gute Kenntnis hatten. Gleich im Jahre 1885 wurden 2 Expeditionen ausgesandt. Die erste unter Dr. Schwarz, der den Mungo hinauffuhr, kehrte bei Ikilirindi bereits wieder um, so daß sie als gescheitert zu betrachten war. Die zweite ging unter Führung des durch seine Adamaua-Reisen bekannten Reisenden Flegel mit 5 Europäern den Niger hinauf. Flegel starb aber unterwegs und die damalige Nigerkompagnie bereitete den übrig gebliebenen solche Schwierigkeiten, daß sie ebenfalls unverrichteter Sache umkehren mußten. Die erste erfolgreiche Unternehmung war 1888 der Zug der beiden Leutnants Kund und Tappenbeck nach Jaunde, wo sie eine Station anlegten und von wo Leutnant Tappenbeck den von dort weithin schiffbaren Njong, der im Unterlauf seiner Stromschnellen wegen nicht befahren werden kann, entdeckte. Er erreichte zum ersten Mal von der Küste aus das Grasland. Gleichzeitig versuchte Dr. Zintgraff im Norden unserer Kolonie nach Adamaua vorzudringen. Er gründete im Hinterland des Kamerungebirges die Barombistation, heute Johann Albrechtshöhe genannt, und gelangte in das Gebiet der Bali, deren Oberhäuptling Garaga die Deutschen sehr freundlich aufnahm und ihnen die Anlegung einer weiteren Station, Baliburg genannt, gestattete. Von dort zog er unter manchen Schwierigkeiten weiter nach Norden und durchquerte zum

ersten Male unser Kamerungebiet, indem er auf großen Umwegen schließlich Jola erreichte, doch gelang es ihm nicht, mit dem Häuptling dort ein Freundschaftsbündnis für Deutschland abzuschließen. Aber er ließ sich nicht entmutigen. Auf einem neuen Zuge nach Adamaua hoffte er die große, fruchtbare Niger-Benuë Ebene doch noch für uns zu gewinnen, nachdem wir an der Küste zu spät gekommen waren. Die Balis traf er auf seiner zweiten Reise im Kriege mit ihren Nachbarn, den Bafut und Bandeng. Er stellte sich auf Garagas Seite. Sie lieferten dem Feinde eine Schlacht, wurden aber von der Übermacht erdrückt, und Zintgraff verlor von seinen 400 Mann 170 und 4 Europäer und rettete selbst nur das nackte Leben. Hauptmann Hutter, der die Station übernehmen sollte, kam mit einigen 1000 Hinterladern nach dort, bildete aus den Balis eine Schutztruppe und schlug die Feinde in mehreren Schlachten. Hauptmann Morgen erforschte in den Jahren 1889–91 das Stromgebiet des Sanaga und durchquerte auf seinem zweiten Zuge Kamerun zum zweiten Male, indem er bei Ibi den Benuë erreichte.

Ganz anders entwickelten sich die Verhältnisse in Ostafrika. Am 28. März 1884 wurde die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ gegründet, mit der ausgesprochenen Absicht, sofort praktische Kolonialpolitik zu treiben. Nach langen Verhandlungen wurde dann am 16. September beschlossen, an der Ostküste Afrikas, Sansibar gegenüber, möglichst in Usagara Land zu erwerben, und am 1. Oktober fuhren, wie vorher schon erwähnt, Dr. Peters, Dr. Jühlke und Graf Joachim Pfeil als Deckpassa-

giere mit Verpflegung 2. Klasse nach Sansibar. Von dort brachen sie vom Hafenplatz Sadani aus, mit einer ganz ungenügenden Ausrüstung versehen, in das Innere auf, erreichten am 4. Dezember Muinagara, den Hauptort Usagaras, wo Graf Pfeil verblieb, um die erste Station anzulegen, während Dr. Peters mit den 12 abgeschlossenen Verträgen, durch die 140000 qkm Land der Gesellschaft für Kolonisation abgetreten waren, über Bombay nach Hause fuhr.

Hier muß ich zunächst einmal einige Worte über den Mann sagen, der lange Jahre der gefeiertste und der angegriffenste Mann unserer deutschen Kolonialpolitik gewesen ist, über Dr. Peters. Beide Urteile über ihn sind nicht gerechtfertigt. Es läßt sich nicht leugnen, daß Dr. Peters die eigentliche treibende Kraft in der „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ gewesen ist, daß ohne ihn niemals so energisch und schneidig vorgegangen worden wäre, daß er mit kleinen Mitteln Großes geleistet hat, und daß ohne seine Energie Ostafrika wahrscheinlich nicht deutsch geworden wäre. Aber an seinem Vorgehen in Ostafrika selbst ist viel auszusetzen. Dr. Peters eigene Berichte zeigen merkwürdige Anschauungen und machen einen absolut nervösen Eindruck. Immer fürchtet er, daß man ihm zuvorkommt, deshalb die falschen Pressenachrichten, er ginge von Liverpool nach Westafrika, deshalb die merkwürdige Reise als Deckpassagier und die unwahren Behauptungen in Sansibar. In Afrika immer eine auffallende Furcht vor den Negern. „Um seinen Respekt oder die Furcht nicht einzubüßen, auf dem sein Erfolg im

wesentlichen beruhen sollte“ wie er selbst schreibt, sehen wir, daß die Herren immer mit den Waffen in der Hand schlafen, daß sie auf gut Glück, wenn Araber in der Nähe waren, die Büchsen abschießen ließen, „um die Kanailen einzuschüchtern“ und sich freuen, wenn nach der Zeichnung eines Kontraktes die Schwarzen bei Abgabe von 3 Salven scheu zurückweichen, und oft genug wird über die Anwendung der Reitpeitsche und über Drohung mit dem Revolver berichtet. So benimmt sich ein verständiger Afrikaner nicht, und durch Babels energische Angriffe wurde er nachher ja auch unmöglich gemacht. Ein ruhiger, überlegter Europäer hat in Afrika kaum etwas zu fürchten. Kommt er einmal in eine schwierige Lage, dann wird er mit Energie und geduldiger Verhandlung seinen Willen durchsetzen, und im äußersten Notfall gibt ihm ein einziges gutes Gewehr eine solche Überlegenheit über die schlecht bewaffneten Schwarzen, daß von einer wirklichen Gefahr kaum die Rede sein kann. Anders liegt die Sache natürlich, wenn eine Regierung zuerst ein Land in Besitz nimmt und an die Eingeborenen allerlei Forderungen stellt, Aufgabe der Sklavenjagden und Menschenfresserei, der Blutrache, Wegebauten usw. Da kann es natürlich leicht zu Verwicklungen kommen, bis die Eingeborenen die Überlegenheit der europäischen Waffen kennen gelernt haben und sich fügen.

Unsere besten Afrikareisenden aber sind friedfertig gewesen. Wißmann und Graf Goetzen durchquerten Afrika ohne einen Schuß auf Menschen abzugeben. Hauptmann von François erzählte mir, daß die Da-

gombas ihm den Durchzug durch ihr Land verboten und alle Wege durch Reiterei gesperrt hätten. Er sei dann mit drohend erhobnem Finger auf sie zugegangen, und sie hätten ihm so viel Platz gemacht, daß er gerade hätte passieren können. Dort sei er dann stehen geblieben, bis seine Karawane auch durchgeschlüpft sei, und es sei immer alles ganz glatt verlaufen. Wißmann wurde berichtet, daß einer seiner Träger aufreizende Reden gegen ihn hielte. Er ging hin, sprang auf den Termitenhügel, von dem aus der Mann seine Volksrede hielt und verabreichte dem Redner eine gewaltige Ohrfeige, daß er kopfüber von seinem Podium flog, und ein schallendes Gelächter der Zuhörer war die Folge. Ich selbst hatte einmal in einem von der Regierung noch nicht besetzten Lande für meine Markttage Landfrieden erklärt und war nachher häufiger gezwungen, weil die Leute sich nicht daran kehrten, Gefangene zu befreien. Dabei ging es zuweilen hart her, ich hatte aber immer das Gefühl, wenn die Eingeborenen bei den Verhandlungen so aufgeregt wurden: Was würdet ihr alle laufen, wenn ich aus meinem Militärgewehr einmal meine 7 Schuß auf Euch abgeben wollte, und bekam stets meinen Willen ohne jemals Gewalt angewandt zu haben.

Was nun die von Dr. Peters abgeschlossenen Verträge selbst betrifft, über die so viel gespottet wurde, so ist es wohl nicht zweifelhaft, daß die Häuptlinge sich bereit fanden, ihr Land unter die Oberhoheit des Deutschen Kaisers zu stellen, da sie die Macht der Araber, des Sultans von Sansibar und die räuberischen Überfälle der feindlichen Stämme fürchteten und von den Weißen viel Vorteil für die Erschließung

ihres Landes erwarteten. Sehr ernst aber haben die Häuptlinge diese Kontrakte nicht genommen, denn als der Sultan von Sansibar Wind von dem deutschen Vorgehen erhielt, sandte er seinen General Matthews mit 300 Soldaten auf das Festland, um auch seinerseits Verträge mit den Eingeborenen abzuschließen. Das taten die Leute auch gerne, behaupteten aber nachher, als die Deutschen nach dem Kilimandscharo kamen, daß sie das nicht so gemeint hätten, sondern nur die Sultansflagge dem General zu Ehren aufgezogen hätten und waren ganz bereit auch die deutsche zu nehmen.

An diesen Verträgen ist aber auszusetzen, daß gleichzeitig auch der privatrechtliche Besitz des Landes mitverschrieben wurde, was von den Unterzeichnern des Vertrages gewiß nicht richtig begriffen war, und sehr verständigerweise wurde in dem Kaiserlichen Schutzbrief vom 27. Februar 1885 auch nur von den „abgetretenen Rechten der Landeshoheit“ die Rede, aber nicht von privatrechtlichem Besitz.

Mit außerordentlicher Tatkraft wurde weitergearbeitet, da Dr. Peters von Anfang an die innerafrikanischen Seengebiete als deutsche Grenze bezeichnet hatte. Gleich wurden 3 neue Expeditionen ausgerüstet, die ursprünglich für die Seen bestimmt, aber nach Norden und Süden das Gebiet ausdehnen mußten, da man von der Witugruppe, die die Gebrüder Dehnhardt hinausgesandt hatte, eine starke Konkurrenz befürchtete. Auf einer dieser Reisen kam Baumeister Hörneke sogar über das Kap Guardafui hinaus nach Habule zum Großsultan der Somalis, Osman, und schloß mit ihm einen Vertrag

ab, in dem er der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft wenigstens gestattete, in seinem Lande Truppen zu halten, Befestigungen anzulegen, Zölle zu erheben usw.

Durch den Generalkonsul Rohlf's wurde dann dem Sultan von Sansibar Mitteilung von dem Kaiserlichen Schutzbrief gemacht. Der Sultan protestierte aber dagegen bei Deutschland, England und den Vereinigten Staaten und nahm für sich ganz Ostafrika bis an die Seen in Anspruch.

Bismarck verstand aber keinen Spaß, sandte die Panzerschiffe „Prinz Adalbert“, „Stosch“, „Elisabeth“, „Ehrenfels“ und „Gneisenau“ hinaus und protestierte gegen die Ansprüche des Sultans. Derselbe ließ sich am 10. August dem Kommodore Paschen gegenüber auf alle gestellten Bedingungen ein. Admiral Knorr, Kommandant der „Bismarck“, schloß am 26. September einen neuen Vertrag mit dem Sultan, daß er den Hafen Dares Salam der Gesellschaft zur Benutzung überließ und am 23. Dezember 1885 wurde ein neuer Handelsvertrag geschlossen.

Damit waren die ostafrikanischen Erwerbungen gesichert. Die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“, die der Entwicklung des Unternehmens entsprechend, verschiedene Male ihre Firma wechselte, konstituierte sich nun am 20. März 1886 als „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft“, der alsbald zu Hause willig das nötige Geld zur Verfügung gestellt wurde, so daß sie sich kulanterweise anbieten konnte, alle Beteiligungsscheine bis zu 100 M., die aus patriotischen Rücksichten à fond perdu gezeichnet waren, wieder einzulösen. Die Seehandlung beteiligte sich mit

500000 M. 208 Anteile à 10000 M. wurden gezeichnet, und die besten Namen der Hochfinanz fand man im Direktionsrat, mit deren Hülfe es gelang, am 24. November 1886 eine Deutsch-Ostafrikanische Plantagen-gesellschaft Lewa zu gründen, die leider die in sie gesetzten Hoffnungen nie erfüllt hat, bis sie vor einiger Zeit während des Gummischwindels in englischen Besitz überging.

Nun ging man an eine Besetzung des Landes, sandte Vertreter an alle Küstenplätze, die man im Vertrage vom April 1888 von Said Kalifa, dem Nachfolger des inzwischen verstorbenen Said Bargasch, gemietet hatte, nahm Zölle ein und hatte große Pläne in Bezug auf Wege und Eisenbahnbauten und wirtschaftliche Erschließungen.

Doch bald stellten sich Schwierigkeiten ein, die Macht der Gesellschaft stützte sich ausschließlich auf die absolut unzuverlässigen Soldaten des Sultans von Sansibar, die mit den Indern, Arabern und Eingeborenen befreundet waren. Die Araber aber fürchteten die deutsche Konkurrenz und das Verbot des Sklavenhandels und wurden heimlich von den Indern unterstützt, die früher die Zölle gepachtet hatten und nun diese Einnahmequelle verloren, ebenso wie die Walis, Akiden und Jumben, die sich früher durch einen von den Karawanen entnommenen Tribut schadlos gehalten hatten.

So begannen bald genug Reibereien, und zwar zuerst in Pangani im August 1888, wurden aber durch das Eingreifen der „Moewe“ und „Carola“ beigelegt. Dann kam es zu weiteren Ruhestörungen und Kämpfen bei Bagamoyo, das aber von Herrn

von Gravenreuth gehalten wurde. Im Süden und im Innern wurde eine ganze Reihe Weißer getötet, und sogar Daressalam wurde gegen Ende des Jahres 1888 angegriffen.

Die Leitung der Gesellschaft und die Reichsregierung waren zu sorglos gewesen, und erst am 15. September 1888 wandte sich die „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft“ an den Reichskanzler um Hilfe, und er benutzte sehr geschickt die von dem Kardinal Lavignerie angefangene Antisklavereibewegung, um am 27. November 1888 mit England ein Abkommen zu treffen, die ostafrikanische Küste zu blockieren, an der sich von deutscher Seite 6 Kriegsschiffe unter Admiral Deinhardt beteiligten, während Admiral Freemantle die Engländer kommandierte. Doch zeigte sich bald, daß diese Blockade ganz nutzlos war, aber durch sie war die ganze Sache in Fluß gebracht. Dr. Windthorst stellte am 14. Dezember 1888 seinen bekannten Antisklavereiantrag, und am 30. Januar 1889 wurde ein Gesetz angenommen, welches 2 Millionen M. bewilligte, um den Sklavenhandel in Ostafrika zu unterdrücken und die deutschen Interessen durch einen Reichskommissar zu schützen. Am 3. Februar wurde Herr von Wißmann zum Reichskommissar ernannt und traf bereits am 31. März in Sansibar ein. In Ägypten wurden 600 Sudanesen angeworben, und Anfang Mai standen 21 Offiziere, 40 Unteroffiziere und etwa 700 schwarze Soldaten zur Verfügung.

Während dieser Zeit hatte Admiral Deinhardt mit Buschiri, dem Führer der Aufständigen, einen Waffenstillstand geschlossen, den Wißmann auch

anerkannte, da ihm daran lag, einige gefangene englische Missionare zu befreien, doch brach er ihn, als Buschiri in abscheulicher Roheit einem Maurer, der an den deutschen Befestigungen mitgearbeitet hatte, beide Hände abhauen ließ und so verstümmelt den Deutschen zurücksandte. Am 8. Mai führte dann Wißmann einen wohlvorbereiteten Schlag gegen die befestigte Boma Buschiris bei Bagamoyo, die mit seiner vollständigen Niederlage und Flucht endigte, obgleich die deutschen Söldner wenig geübt, schlecht genug schossen, und man hatte viele Mühe, die Somalis zu verhindern, nach ihrem Kriegsbrauch den Gefangenen die Köpfe abzuschlagen. Buschiri wandte sich nach Mpapua, überfiel bei Nacht die dortige Station der ostafrikanischen Gesellschaft, tötete den einen Europäer, und der andere flüchtete, während die wenigen Askaris, Eingeborene, die von der Gesellschaft als Soldaten ausgebildet waren, sich tapfer wehrten. Er zog dann weiter ins Innere und stachelte die räuberischen Wahehe und Mafiti auf, die mordend und brennend nach der Küste zogen, während Herr v. Wißmann zur Sicherung der großen Karawanenstraße mit 500 Mann nach Mpapua aufgebrochen war. Herr von Gravenreuth sammelte alle entbehrlichen Mannschaften, da die Marine Bagamoyo und Daressalam besetzte, und brach in 3 Kolonnen nach dem Innern auf, die sich aber gegenseitig verfehlten, da die Patrouillen abgefangen wurden. Es kam in der Nähe von Wasinga nachmittags zu einem heftigen Gefecht, in dem die Wilden wie die Löwen fochten und teilweise aus den Schützenzügen die Soldaten mit den Lanzen niederstachen. Aber die Verluste

der Eingeborenen waren so enorm, daß sie in wilder Flucht sich endlich doch ins Innere zurückzogen und vielfach dort von den erregten Bewohnern ermordet wurden. Buschiri war dadurch ganz isoliert, und als ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde, wurde er von einem Häuptling Magaya gefangen, ausgeliefert und wegen seiner Verbrechen gehängt.

Auf die vielfachen Streifzüge, die allmähliche Besetzung der sämtlichen Küstenplätze erübrigt es sich einzugehen, da die einzelnen Unternehmungen keine große Bedeutung hatten, nur muß noch des Kampfes mit Bana Heri gedacht werden. Dieser Herrscher von Usegua hatte das ganze Hinterland gesperrt, wurde aber in Sadani nicht, wie erwartet, angetroffen, sondern hatte sich in seine Feste Boma in Mlembule zurückgezogen, die von den Hilstruppen auch gefunden war, von der sie aber nichts berichtet hatten, da ihnen dieselbe zu stark erschien, um sie anzugreifen. Auf einer neuen Expedition fand Leutnant von Bülow selbst die Boma und stürmte durch die offene Tür hinein, doch ergriff die Zulus eine solche Furcht, daß sie feige flohen und auch nicht zu weiterem Vorgehen zu bewegen waren. Wißmann unternahm dann selbst einen Zug dahin und erstürmte nach langem Feuergefecht die Boma. Doch Bana Heri entkam und brachte den ihn verfolgenden Herrn von Gravenreuth in solche Bedrängnis, daß nochmals Wißmann selbst mit seinem ganzen Expeditionskorps eingreifen mußte und ihn bei Palamakaa so aufs Haupt schlug, daß er um Frieden bat, der ihm auch gewährt wurde. Im Mai war ganz Ostafrika unter deutsche Herrschaft zu-

rückgebracht. Der Feldzug hatte 21 Europäer und 151 Schwarze gekostet. Aber dem Reichskommissar wurde es zu Hause sehr verübelt, daß er für diese Unternehmung nur 2 Millionen M. gefordert und seine Kredite in großem Maße überschritten hatte, wie es anders doch ganz unmöglich war, und so kam er im Dezember 1890 nur noch auf ganz kurze Zeit heraus, um im April 1891 Herrn von Soden als dem ersten Zivilgouverneur die Kolonie zu übergeben, von dem man erhoffte, daß er billiger wirtschaften würde.

In die damalige Zeit fällt auch die Rückkehr Emin Paschas. Stanley hatte eine Expedition vom Kongo aus unternommen, um Emin Pascha, der seit 13 Jahren in Äquatorial-Afrika in schwierigen Verhältnissen gewesen war, zu befreien. Die Reise hatte aber so viel Geld gekostet, daß Stanley selbst ihm keine Hilfe bringen konnte. Er hatte ihm aber drei Vorschläge gemacht. Er solle entweder die Provinz aufgeben und mit ihm zurückkehren, oder sich dem Kongostaat angliedern, der ihm 240000 M. jährlich und ein Gehalt von 30000 M. zur Verfügung stelle, oder 3. am Viktoria Nyansa für die englische Ostafrika-Kompagnie eine Station bauen. Er wählte das erstere, traf aber in Mpapua eine neue Kolonialmacht, traf Wißmann in Bagamoyo, der ihm so gefiel, daß er sich von ihm für das Deutsche Reich engagieren ließ, um mit Dr. Stuhlmann zusammen am Viktoria Nyansa eine deutsche Station zu bauen, so daß das ganze Gebiet bis zu den Seen nun wirklich auch unter deutschen Einfluß gebracht wurde.

Die Erschließung der Länder machte aber während dieser ganzen Zeit nur langsame Fortschritte. Auf Forschungsreisen lernten die vielen Träger und Angestellten der Expeditionen selbst zum ersten Male das Hinterland kennen. Sie sahen zu ihrem Erstaunen, daß das Reisen dort durchaus nicht so gefährlich war, wie sie geglaubt hatten, und daß einige hundert Kilometer im Innern die europäischen Waren enorme Preise brachten. Unternehmende Leute schlossen sich den Reisenden an oder unternahmen in gefahrlosen Gegenden auch auf eigenes Risiko kleine Reisen.

Die Hauptschwierigkeit bei der Eröffnung des Landes bildete das Handelsmonopol der Binnenstämme, die oft mit Gewalt die Weißen sowohl wie die Schwarzen von dem Durchzug abzuhalten suchten. Bald lernten sie aber durch die Forschungsreisen, die nicht immer ganz glatt verliefen, die Überlegenheit der europäischen Waffen kennen und fügten sich mehr oder weniger leicht den Anforderungen der Weißen. Aber trotzdem nahm der Handel nicht merklich zu, und unsere Regierung war, was mich immer sehr in Erstaunen gesetzt hat, ganz außerordentlich ängstlich damit, Steuern zu nehmen. Es ist dies um so unbegreiflicher, als die Hamburger Handelskammer schon bei den Verhandlungen über Kamerun 1874 der Regierung an Hand der Verhältnisse in Lagos nachgewiesen hatte, wie leicht die Kosten der Besitzergreifung und Verwaltung durch verhältnismäßig niedrige Zölle, besonders Spirituosenzölle gedeckt werden könnten. Als es aber zum Klappen kam, waren die Kaufleute sehr schwierig, und die Regierung begnügte sich mit einer minimalen Lizenz-

⁴ Viator, Entwicklung unserer Schutzgebiete.

abgabe, bis sie erst viel später einen Wertzoll von 4 Prozent auf alle Waren legte und nach der Brüsseler Konferenz vom Jahre 1891 12 Pfennig Zoll von dem Liter Alkohol erhob.

Zu Hause waren die Verhältnisse auch nicht besser geworden. Der Reichstag zeigte wenig Interesse für unsere Kolonialpolitik und war außerordentlich schwer dazu zu bringen, überhaupt nur kleine Summen für sie zu bewilligen, denn die Hoffnung der Kolonialschwärmer, daß die Besitzergreifung der Länder uns gleich große Reichtümer bringen würde, hatte sich nicht erfüllt, und auf die Kolonialbegeisterung folgte eine allgemeine Kolonialermüdung. Besonders der teure Aufstand in Ostafrika hatte sehr verschnupft.

Nach Bismarcks Abgang im März 1889, der die einmal begonnene Kolonialpolitik immer energisch gefördert hatte, war der kommandierende General von Caprivi Reichskanzler geworden, dessen berühmter Ausspruch im Reichstag, daß uns nichts schlimmeres passieren könnte, als wenn uns jemand ganz Afrika schenkte, zur Genüge seine der allgemeinen Stimmung entsprechende Kolonialmüdigkeit beweist.

Am 1. Juli 1890 schloß er dann den sogenannten Sansibar-Vertrag mit England, der in den Kolonialkreisen soviel Entrüstung erregte. Durch ihn wurde unser ostafrikanischer Besitz, wie er heute ist, festgelegt, und die Oberherrschaft der Küste dem Sultan von Sansibar gegen eine Summe von 4 Millionen Mark abgekauft. Deutschland verzichtete auf seine ganzen Besitzungen nördlich des Kiliman-

dscharo. Das Witu- und Somali-Land nebst Uganda, mit dessen König Dr. Peters einen Vertrag abgeschlossen hatte, ging in englischen Besitz über, ebenso wie die Oberherrschaft über die Inseln Sansibar und Pemba. Die Ostgrenze von Südwestafrika wurde sehr beschnitten, und auch in Togo die wenig glückliche Voltagrenze festgelegt, die uns von der Benutzung dieses großen Stromes abschnitt. Die Entrüstung über diesen Vertrag war allgemein, und ich leugne nicht, daß ich damals lebhaft mit eingestimmt habe. Heute habe ich aber eine ganz andere Meinung über ihn. Er gab uns nämlich als Ersatz für unsere Verluste Helgoland zurück, und ich bin heute fest davon überzeugt, daß unser Kaiser damals weitsichtiger war als wir alle. Helgoland ist bei der Spannung, die inzwischen zwischen England und Deutschland eingetreten ist, von gar nicht zu bezahlendem Wert geworden. Wäre Helgoland in englischem Besitz und damit ein guter Stützpunkt für Englands Flotte geblieben, dann hätten wir wahrscheinlich längst einen blutigen Seekrieg gehabt, den die Engländer bei dem befestigten Helgoland nicht gewagt haben. Kolonien aber können wir immer noch wieder gewinnen, wenn wir gut gerüstet und mächtig sind, wie uns das Marokko-Abkommen bewiesen hat.

Aber das war noch nicht einmal das Schlimmste. Auch die Erschließung der Kolonien selbst vernachlässigte man. Ja es bleibt ein dunkler Punkt in der deutschen Kolonialgeschichte, daß Caprivi ganz ernsthafte Verhandlungen mit England führte, um ihm Südwestafrika abzutreten.

Auch für Kamerun wurde diese Zeit allgemeinen

4*

51

Rückzugs verhängnisvoll. Dem Druck der Regierung folgend, hatte Gouverneur Zimmerer 1893 die Order gegeben, die Stationen des Innern aufzugeben, da sie uns unnütz Geld kosteten, obgleich gleichzeitig die Franzosen im Hinterland ihre Expeditionen, Forschungsreisen und Landerwerbe fortsetzten, und ein Leutnant Minzon in der Geographischen Gesellschaft zu Paris stolz erklären konnte: „Das Hinterland von Kamerun ist Deutschland versperrt.“ Da wurde die Situation durch einen Privatmann, Herrn Konsul Vohsen, der sich lange Jahre in Westafrika als Kaufmann aufgehalten hatte und den Wert unserer Kolonien richtig beurteilte, gerettet. Er begründete eine kleine Gesellschaft unter dem Namen „Kameruner Komitee“, mit einem Kapital von 60000 Mk., zu der die Regierung die stolze Summe von 5000 Mk. beisteuerte. Eine Expedition wurde unter Freiherrn von Uechtritz und Dr. Passarge den Niger-Benuë hinauf nach Garua geschickt, die von dort verschiedene Reisen nach Marua, Ngaundere usw. unternahmen, mit den Fürsten dort Abkommen trafen und dem Deutschen Reiche auf solche Weise die Möglichkeit gaben, bei den späteren Verhandlungen mit England und Frankreich am 15. November 1893 und 15. März 1894 die heutigen Grenzen Kameruns festzulegen, die bekanntlich bis zum Tschadsee reichen.

Ähnlich wie in Kamerun ging es in Togo. Auch dort versuchten die Franzosen im Norden sich festzusetzen, und die deutsche Regierung tat nichts, um ihrem Vordringen Halt zu gebieten. Wiederum war es Herr Vohsen, der hier energisch eingriff. Mit einer großen Beihülfe der Kolonialgesellschaft und

einer kleinen der Regierung gründete er das sogenannte „Deutsche Togo-Komitee“, welches Herrn Dr. Gruner 1894 als Leiter einer Expedition hinaus sandte, um das Gebiet im Norden unserer Togo-kolonie bis zum Niger für Deutschland zu gewinnen. Auf einem kühnen Zuge über Sansanne Mangu erreichte er im Februar 1895 den Niger. In dem Vertrag vom 9. Juli 1897 wurde dann die Nordgrenze Togos festgelegt, und wir mußten uns mit der heutigen Grenze begnügen, da die Franzosen schon eher als wir mit dem Ober-Sultan von Gurma einen Vertrag abgeschlossen hatten.

Inzwischen hatte sich nun auch der Kongostaat erstaunlich entwickelt. Der König der Belgier, ein sehr unternehmender Mann, hatte, durch Stanleys Reisen auf Afrika aufmerksam gemacht, eine internationale afrikanische Gesellschaft gegründet, welche die weitere Erforschung des dunkeln Erdteiles sich zum Ziele setzte. Er übernahm das Protektorat über die Gesellschaft und beauftragte Stanley mit der Erschließung jener Länder. Die Engländer standen aber diesem Vorgehen mißtrauisch gegenüber. Deshalb schlossen sie Februar 1884 einen Vertrag mit Portugal, daß dieses Land ganz Angola inklusive der Kongomündung übernehmen solle. Da aber der freie Handel der anderen Nationen in den portugiesischen Kolonien sehr erschwert wird, protestierte eine große Reihe deutscher Handelskammern gegen dieses Abkommen, und infolge dieser Reklamationen wurde tatsächlich der englisch-portugiesische Handelsvertrag nicht ratifiziert, sondern Bismarck berief eine internationale Konferenz nach Berlin, um allen Völ-

kern die Vorteile des freien Handels und der freien Schifffahrt auf den beiden größten afrikanischen Strömen, dem Niger und dem Kongo, zu sichern. Diese Konferenz tagte in Berlin im Jahre 1885. Bismarck hatte ganz richtig erkannt, daß das deutsche Volk damals für eine groß angelegte, weitausschauende Kolonialpolitik noch nicht zu haben sei, und wollte doch gerne dem deutschen Handel und der deutschen Unternehmungslust die Ausnutzung der gewaltigen, neu erschlossenen, dicht bevölkerten Gebiete in Afrika offen halten. So wurde dann unter seinem Vorsitz gleichzeitig die bekannte Kongoakte beschlossen, und König Leopold von Belgien als souveräner Herrscher des Kongostaates anerkannt.

Artikel 1 dieser Akte bestimmt, daß der Handel aller Nationen im äquatorialen Afrika vollständige Freiheit genießen soll. Artikel 2, daß die Schiffe aller Nationen auf dem Meere, den Flüssen, Seen und Kanälen freie Fahrt haben sollen. Artikel 3, daß alle importierten Waren keine anderen Abgaben zu entrichten haben, als solche, welche als ein billiges Entgelt für die zum Nutzen des Handels gemachte Ausgaben anzusehen sind, mit Ausschluß von Differentialzöllen. Nach Artikel 5 kann keine der Mächte, die in jenem Gebiet Hoheitsrechte ausübt, dort Monopole oder Privilegien irgend einer Art, die sich auf den Handel beziehen, ausüben, und die fremden Untertanen sollen dort die gleiche Behandlung und die gleichen Rechte wie die Landesangehörigen genießen. Artikel 6 legt allen dort vertretenen Mächten die Verpflichtung auf, nach Möglichkeit zur Hebung der Eingeborenen beizutragen, Sklavenjagden und Sklavenhandel ab-

zuschaffen und allen Forschern und Missionaren möglichste Erleichterung zuteil werden zu lassen.

Das ist eine großartige Kolonialpolitik, von dem großen Geiste Bismarcks in die Wege geleitet. Ein Jammer, daß seine Nachfolger so wenig auf die damals vereinbarten Bedingungen gehalten haben!

König Leopold hatte die Schwierigkeiten der Erschließung eines so gewaltigen Landes wie das Kongo-becken unterschätzt. Im Anfang konnte natürlich das vollständig unerforschte und unerschlossene Gebiet auch die notwendigsten Aufwendungen nicht aufbringen. Der Kongostaat arbeitete mit großem Verlust, und dem Könige, als dem souveränen Herrscher, gingen die Mittel aus. Belgien mußte ihm 1890 ein bis 1901 unverzinsliches Darlehen von 25 Millionen frs. in Jahresraten von 2 Millionen frs. und eine Erhöhung seiner Zivilliste um 1 Million frs. bewilligen. Letztere stellte der König dann wieder dem Kongostaate zur Verfügung. Dieses nützte aber ebensowenig wie die auf der Brüsseler Antisklavereikonferenz 1889 erwirkte Erlaubnis, von allen importierten Waren Zoll zu erheben, und um besser auf seine Kosten zu kommen, hatte der Kongostaat bis in die Mitte der 90er Jahre schon das ganze Elfenbeingeschäft an sich gezogen.

Schon bald nach der Übernahme des Kongostaates durch König Leopold war am 1. Juli 1885 ein Gesetz erlassen, daß alles herrenlose Land dem Staate gehöre, aber erst 1892 ist dasselbe in Kraft getreten, und zwar nicht nur für das herrenlose, sondern fast für alles Land. Damit wurde mit einem Federstrich der ganze freie Handel im Kongogebiet vernichtet und die Eingeborenen zu Hörigen des Staates her-

abgedrückt. Kein Weißer konnte sich mehr ohne den Willen der Regierung dort niederlassen, und wenn er es doch versuchte, so hatte er keine Möglichkeit seinen Handel zu betreiben, da die Eingeborenen nichts mehr besaßen und als Diebe und Hehler bestraft wurden, wenn sie den Kautschuk der großen Wälder zum Verkauf anboten. Alles sollte dem Staat gehören. Der Kampf der bereits ansässigen Firmen gegen dieses unerhörte Vorgehen war erfolglos, und schließlich, um nicht alles zu verlieren, schlossen sie mit der Regierung Verträge, daß ihnen bestimmte Ländereien zu alleiniger, ausschließlicher Bearbeitung überlassen wurden, indem der Staat sich gewöhnlich mit etwas über 50% an diesen Gesellschaften beteiligte. Die Regierung führte dann, nachdem sie das ganze Land als Krondomäne in Besitz genommen hatte, eine Besteuerung der Eingeborenen ein, die in einer Arbeitsleistung bestand, und öffnete damit der Willkür Tor und Tür, da die Höhe der Leistung von der örtlichen Verwaltung bestimmt wurde. In unglaublicher Weise wurden die Eingeborenen von den Offizieren und Beamten zu Frondiensten herangezogen, die von den herbeigeschafften Produkten in der *Domaine privé Commission* erhielten. Für 1 kg Gummi, welches in Antwerpen einen Wert von 7–12 frs. hatte, erhielten sie 15 cts. Kommission, wenn es dem Staat 30 cts. oder weniger kostete. Eine Armee von 16000 Soldaten, die meistens den Menschenfresserstämmen des Inneren angehörten, sorgte für die Eintreibung der Lasten, Bestrafung der Leute und Zerstörung der Dörfer, wobei ungezählte Tausende ihren Tod fanden.

Klagen über Klagen kamen nach Europa, und besonders den protestantischen Missionaren gebührt vor allem der Ruhm, immer von neuem durch die Beschwerden an die Regierung und durch die Veröffentlichung der Schandtaten Europa auf diese entsetzlichen Verhältnisse hingewiesen zu haben. Es machte sich eine große Unzufriedenheit bei allen Nationen, in denen sich die sogenannten Kongoligen bildeten, mit diesen abscheulichen Mißständen bemerkbar, die in England so stark anschwell, daß die Regierung sich veranlaßt sah, den Konsul Casement mit einer Untersuchung an Ort und Stelle zu betrauen. Sein Bericht bestätigte nur die unglaublichen Behauptungen. Auf die vielfachen Anfeindungen hin hatte der König zwar am 18. November 1903 ein Gesetz erlassen, daß jeder Eingeborene monatlich nur 40 Stunden Frondienst zu leisten habe, aber durch dieses Gesetz wurde in Wirklichkeit nichts geändert, da die Schätzung der Menge der zu liefernden Produkte wiederum in das Belieben der Distriktskommissare draußen gestellt wurde.

Auf den englischen Konsularbericht hin, der, um nur ein Beispiel anzuführen, behauptet, daß die Leute in einem Bezirk für $22\frac{1}{2}$ kg Kautschuk im Werte von 250 bis 300 M. einen Meter Kattun als Bezahlung erhielten, sah der König sich veranlaßt, eine Kommission zur Feststellung der Wahrheit hinauszusenden, deren Bericht in den „Annales Parlementaires“ abgedruckt ist. Dieser Bericht muß, wenn auch in zartester Form, die sämtlichen Mißstände zugeben. Er erzählt uns, wie diese 40stündige Arbeit aussieht. Leute, die 79 km von der Ablieferungsstelle

entfernt wohnen, sind gezwungen jeden 12. Tag eine Last Eingeborenenbrot an der Station abzuliefern. Sie erhalten dafür 1,50 frs. in Waren ausbezahlt, deren Preis der Bezirksamtman nach Gutdünken festsetzt. Fischer müssen mit ihren Kanus 70–80 km weit fahren, um Fischgründe zu erreichen, die reich genug sind, das alle 14 Tage geforderte Quantum liefern zu können. In derselben Zeit müssen andere 6 oder 9 kg Gummi bringen. Die Trägerarbeit ist aber nach Aussage der Kommission die schlimmste Arbeit. Die Quantitäten sind enorm, die Bevölkerung zu dünn. Diese Arbeit kann selbst nach Meinung der Kommission nur gestattet werden, wenn sie unbedingt notwendig und vorübergehend ist, weil sie in zu tollem Maße die Menschen dezimiert.

Und wenn diese unglaublichen Lasten nicht rechtzeitig erfüllt werden, dann kommt die Strafe: das Anketten der Männer, das Wegfangen der Weiber, die Nilpferdpeitsche, die Strafexpeditionen, die Verbrennung der Dörfer. Vor der Kommission erscheint ein Häuptling mit einem Bündel Reiser. Er wickelt sie auseinander. Die Kommission zählt 120. Jedes Reis ist ein Zeichen für einen in seinem Dorfe erschlagenen Menschen. Die Entvölkerung des Kongo gibt die Kommission unbedingt zu, findet es aber etwas übertrieben, wenn ein Missionar vor ihr aus sagt, daß die Bevölkerung seines Bezirkes in 5 Jahren vom Erdboden verschwunden sein würde, wenn die Lasten so andauern.

Kann es uns aber wundern, wenn wir anderweitig dann noch viel schlimmeres hören, wenn die

Königliche Kommission selbst schon so berichtet? Ein Missionar schreibt, daß er dabei gewesen ist, wie den Eingeborenen so radikal alles weggenommen ist, daß ihnen nur noch die Blätter des Waldes zum Essen geblieben sind. Ein Reisender Dr. Baccaree schreibt über seine Reise am oberen Kongo: „Überall waren die Dörfer bis auf den Grund verbrannt, und als ich aus diesem Lande floh, da sah ich Skelette und Skelette überall. Und was für Massen! Von wieviel Angst und Not erzählen sie!“

Mir ist ein Heft „Congo photographs“ zugesandt. Ein entsetzliches Buch. Ein Häuptling sitzt traurig vor den Händen und Füßen seines von den Soldaten gefressenen Kindes. Verstümmelte und zerschossene Leute überall. Auf dem einen Bild ein blühendes Dorf, auf dem 2. ein zerstörtes, auf dem 3. eine Wildnis. Das ist die Basis der kulturellen Leistungen des Kongostaates.

Aber einen Vorteil hat dieses Vorgehen doch gehabt. Die armen, gequälten und geängsteten Schwarzen brachten Gummi, daß es nur so eine Freude war. In 10 Jahren stieg die Ausfuhr von 1 700 000 frs. im Jahre 1887 auf 8 926 000 frs. 1897 und in dem weiteren Jahrzehnt bis 1907 sogar auf 57 329 000 frs. Der Brüsseler Börse bemächtigte sich ein wirklicher Taumel. Kongowerte stiegen um viel 1000%. Wer Gummiaktien hatte, konnte in kurzer Zeit ohne Arbeit reich werden, und diese enormen Gewinne machten in ganz Europa einen großen Eindruck auf alle Kolonialpolitiker.

Am ersten wurden diese schmachvollen Verhältnisse auf den Congo Français übertragen, indem

das mittlere Kongogebiet an eine ganze Reihe Gesellschaften überlassen wurde, die sich nicht besser benahmen als die belgischen, und über deren Verhalten während der Marokkoverhandlungen im letzten Winter ja genug in den Zeitungen zu lesen gewesen ist.

Auch nach Kamerun hatte das belgische Kapital gierig seine Hände ausgestreckt, und es wäre ihm auch beinahe gelungen, unsere sich heute so schön entwickelnden Kolonien in seine brutale Gewalt zu bekommen.

III

VON 1890 BIS ZUR GEGENWART

Nach dieser Abschweifung kehren wir zur deutschen Kolonialgeschichte zurück. Wir waren dort stehen geblieben, wo die allgemeine Kolonialmüdigkeit in Deutschland eingesetzt hatte, wo die Schutzgebiete viel Geld beanspruchten, ohne etwas einzubringen, wo die jungen Privatunternehmungen, oft so falsch angefangen, große Verluste zeitigten, und was das Schlimmste war, auch unsere Regierung den Mut verloren hatte.

Diese Zeitläufte durchschaute am besten der Hamburger Rechtsanwalt Dr. Scharlach, der etwa im 50. Lebensjahre stehend, durch seine Praxis als gesuchter und berühmter Verteidiger und als Autorität in Handelssachen zu den leitenden Finanzmännern des In- und Auslandes die besten Beziehungen unterhielt. Er hatte klar erkannt, daß bei der großen Kolonialmüdigkeit mit kleinen Summen von der Regierung große Vorrechte zu erhalten seien, und er hatte von den Kongogesellschaften gelernt, daß es wohl eine Manier gäbe, diese erworbenen Vorrechte auch sofort in baren Gewinn umzusetzen. Seine Kolonialanschauung in einem eigenen Buch „Koloniale und politische Aufsätze und Reden“ vertreten, war kurz die: Die Regierung selbst kann keine wirtschaftlichen Unternehmungen machen. Sie muß den einzelnen Großkapitalisten Monopole, Landbesitz oder andere Vorteile bieten, um sie zu veranlassen,

ihre Kapitalien in unseren Kolonien anzulegen. Diese Kapitalien müssen in ganz kleine Aktien geteilt werden, möglichst à 20 M., so daß sich auch das gewöhnliche Volk und die kleinen Sparer, die einige 100 oder 1000 M. Vermögen haben, an diesen Unternehmungen beteiligen können, denn auf solche Weise wird das Kolonialinteresse am meisten und schnellsten allgemein geweckt. Sein Standpunkt den Eingeborenen gegenüber entsprach ganz den Anschauungen des Kongostaates. „Kolonisation“, sagt er in einem Aufsatz „Kolonien und die Presse“, „das zeigt die Geschichte aller Kolonien, bedeutet nicht, die Eingeborenen zivilisieren, sondern sie zurückdrängen und schließlich vernichten. Der Wilde verträgt die Kultur nicht; auf ihn wirken nur ihre schlimmen Seiten ein; sie vernichtet rücksichtslos den Widerstrebenden und Schwachen. Wer diese Anschauung nicht anerkennen will, weil sie von einem höheren idealen Standpunkt aus unberechtigt erscheinen mag, der darf nicht unternehmen Kolonien zu verwerten und zu erwerben.“

Für diese beiden Punkte, die sich wie ein roter Faden durch alle Aufsätze seines Buches hinziehen: 20 M. Aktien und Auslieferung der Neger an die Gesellschaften, hat Dr. Scharlach mehr als ein Jahrzehnt wie ein Löwe gekämpft, und wir sind im Kolonialrat oft hart aneinandergekommen. Vor 15 bis 20 Jahren war er der einflußreichste Mann im Kolonialamt, aber zum Glück ist unsere Kolonialpolitik schon lange über seine Anschauungen zur Tagesordnung übergegangen.

Herr Dr. Scharlach trat zuerst im Jahre 1889 an

den Reichskanzler mit dem Angebot heran, da bei uns kein Geld für die Kolonien zu haben sei, sollte sich ein deutsch-englisches Konsortium bilden, um Südwestafrika auf seinen Mineralreichtum zu untersuchen und europäische Ansiedler dorthin zu führen. In sehr geschickten Ausführungen versuchte er nachzuweisen, daß in politischer, wirtschaftlicher und nationaler Beziehung keine Nachteile dadurch entstehen könnten. Der Reichskanzler verweigerte zunächst seine Zustimmung. Aber die von Dr. Scharlach mit Zähigkeit fortgesetzten Verhandlungen erreichten doch, daß ihm und einem Herrn Wichmann am 3. August 1892 die sogenannte Damara-Konzession erteilt wurde. Mit Hilfe dieser Konzession wurde dann in London die South West Africa Compagnie gegründet, mit einem Kapital von 300000 M., welches bald auf 1 Million, 1902 auf 20 Millionen Mark erhöht wurde und die am 12. September 1892 von der Regierung anerkannt wurde.

Ihr war die Bedingung auferlegt, 2 Expeditionen auszurüsten. Als Gegenleistung erhält sie große Minenrechte, 13000 qkm Grund und Boden und das auf 10 Jahre befristete ausschließliche Recht, Eisenbahnen in der nördlichen Hälfte des Schutzgebietes zu bauen. Sie sandte am 29. September 1892 die beiden Expeditionen aus. Die erste zur Untersuchung der Bahntrace kostete 203400 M., die zweite zur Untersuchung der Bodenschätze verbrauchte 520000 M. 1894 machte Herr Dr. Hindorf nochmals eine bescheidene Reise, die 18000 M. kostete, und die Regierung erkannte an, daß die Verpflichtungen der Gesellschaft erfüllt seien.

Im ganzen wurden damals außer der „Kolonialgesellschaft für Südwestafrika“, der Nachfolgerin von Lüderitz, 7 solcher Gesellschaften gegründet, und ich habe einmal im Jahrbuch der Bodenreform 1905 eine genaue Geschichte dieser Unternehmungen und ihrer Leistungen veröffentlicht. Diese Gesellschaften, denen in Kamerun später die Gesellschaften „Süd- und Nordwest-Kamerun“ folgten, haben unsere deutsche Kolonialpolitik außerordentlich geschädigt. Nur die Otaviminengesellschaft hat, weil ihre Konzession sonst verfallen wäre, wirklich eine Bahn gebaut, und die Tsumebmine bearbeitet. Die anderen begnügten sich, die notwendigen minimalen Bedingungen zu erfüllen und im übrigen die Entwicklung der Verhältnisse abzuwarten. Die für die Konzessionen aufgewandten Summen erschienen kolossal. Man konnte überall lesen, daß das nominelle Kapital 86 Millionen M. betrug, wovon $34\frac{1}{2}$ Millionen einbezahlt, 16 Millionen verausgabt und 4 Millionen verloren waren. Aber das war alles Schein. Alle Gesellschaften hatten beständig über Geldmangel zu klagen, denn die riesige Summe von $34\frac{1}{2}$ Millionen M. war niemals bar einbezahlt, sondern die großen Banken oder die wirklich kapitalkräftige englische South West Africa Compagnie erhielten für kleine Auszahlungen hohe Beträge in Anteilsscheinen ausbezahlt. Hier nur zwei Beispiele, wie gegründet wurde.

Die „Kolonialgesellschaft für Südwestafrika“, von der die kaiserliche Denkschrift so niedlich sagt, daß zu irgend welchen Unternehmungen ihre Mittel nicht gereicht hätten, verkaufte das ihr gehörige Kaoko-

feld an die „Kaoko Land und Minengesellschaft“ für 400000 M. Bargeld und 500000 M. Anteilscheine.

Für dieses Objekt wurde dann eine Gesellschaft mit 10 Millionen M. begründet, und man verausgabte 40000 M. Anteilscheine à 200 M. gleich 8 Millionen M., davon erhielt die Firma L. Hirsch & Co. London 32,500 Anteilscheine = 6500000 M. als Gegenleistung für eingebrachte Rechte, sowie für eine bei der Konstituierung der Gesellschaft gemachte Bar einlage von 200000 M.

Die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika erhielt, wie verabredet, als Kaufpreis 2500 Anteilscheine à 200 M.

500000 M.

zusammen 7000000 M.

so daß nur 1 Million Anteilscheine verblieben. Diese kaufte offenbar die South West-Africa-Compagnie für 600000 M. Bargeld, denn mehr als 800000 M. sind überhaupt nicht einbezahlt. Von diesen 800000 M. Bargeld mußten nun aber wieder 400000 M. bar als Kaufpreis an die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika ausbezahlt werden, so daß für die Untersuchung des Landes und für seine Bewirtschaftung bei dieser stolzen Gesellschaft von 10 Millionen nominell und 8 Millionen angeblich eingezahlten Kapitalien nur 400000 M. Bargeld übrig blieben, von denen 1905 bereits 317000 M. für Expeditionen verausgabt sein sollen.

5 Vietor, Entwicklung unserer Schutzgebiete.

Noch toller ging es bei der Gründung der „hanseatischen Land-, Minen und Handelsgesellschaft“ zu. Ein Herr von Lilienthal und die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika erhoben Ansprüche auf das gleiche Gebiet. Schließlich kam ein Vergleich zu stande, in dem die obige Gesellschaft mit einem Kapital von 2400000 M. in der Form gegründet wurde, daß die vermittelnde englische Südwestafrika-Kompagnie 6000 Anteilscheine à 200 M. 1 200 000 M. von Lilienthal 5000 Anteilscheine à 200 M. 1 000 000 M. und die hungrige Kolonialgesellschaft in Südwestafrika als Entschädigung in Bar 150000 erhielt, so daß zur Bewirtschaftung der ganzen Konzession wiederum nur 50000 M. Bargeld von den 2500000 übrig blieben. Die mit diesem kleinen Kapital ausgerüstete Expedition fand am großen und kleinen Spitzkopf so reichhaltige Gold- und Kupfererze, daß Herr Eichmeyer, der Leiter der Expedition, sie auch beim Fehlen günstiger Transportverhältnisse durch Kleinbetriebe für abbaufähig hielt. Da es aber an Geld mangelte, ist bis in die neueste Zeit hinein nichts mehr geschehen.

Aus diesen 2 Beispielen erhellt wohl schon zur Genüge, wie herbe Erfahrungen die Regierung mit diesen Gesellschaften gemacht hat. Sie hatte gedacht, daß durch sie frisches Leben in unsere Schutzgebiete getragen werden solle, aber darin hatte sie sich gewaltig getäuscht. Die Gesellschaften dachten gar nicht daran, selbst irgend etwas zu riskieren. Sie warteten die Unternehmungen der anderen Leute und die Maßnahmen der Regierung ab, die das Land ent-

wickelten und die Bodenpreise steigen ließen. Nach zehnjährigem Bestehen z. B. hatte die Southwest Africa Compagnie bei einem Kapital von 40 Millionen Mark nur 1 Weißen und 3 Schwarze in unserem Schutzgebiet! Große Fehler wurden von den Gesellschaften genuggemacht, allein schon aus dem Grunde, weil sie kein Geld hatten, ihren großen Besitz auch nur annähernd genau untersuchen zu können. So ist es auch nur zu erklären, daß z. B. die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika ihre Guano-Lager für eine Million fortgegeben hat, von deren Ausfuhr die Regierung in wenigen Jahren nicht weniger als 1 300 000 Mk. allein an Ausfuhrzöllen erhoben hat.

Geradezu skandalös ist aber der folgende Vorgang, der den damaligen Stand unserer Kolonialpolitik so recht kennzeichnet. Die Southwest Africa Compagnie hatte 1892 auf 10 Jahre das ausschließliche Recht des Eisenbahnbaues nördlich vom Wendekreis des Steinbockes erhalten. 1897 brach aber eine kritische Zeit für unser Schutzgebiet aus. Das Land war unruhig, und durch die Rinderpest schien die Gefahr zu bestehen, daß das Hinterland durch Mangel an Transportmitteln abgeschnitten werden könnte. Die Compagnie wollte aber die Bahn nicht bauen, da sich bei der Notlage der Regierung noch neue wertvolle Konzessionen spottbillig erwerben ließen. Die Regierung erbaute die Bahn von Swakopmund nach Windhuk und bespannte, um die Rechte der Southwest Africa Compagnie nicht zu berühren, die Züge mit Mauleseln. Die tierische Zugkraft erwies sich natürlich sofort als ungenügend. Es wurden neue Verhandlungen angeknüpft, und die Gesellschaft

5*

verzichtete in einem Protokoll vom 11. Oktober 1898 auf das ausschließliche Recht des Bahnbaues gegen große neue Konzessionen im Ovambolande.

Obgleich die Regierung so miserabele Erfahrung mit diesen Gesellschaften in Südwestafrika gemacht hatte, vergab doch Herr von Buchka, der damalige Leiter der Kolonien, 1898 noch die große Konzession Südkamerun. Herr Dr. Scharlach selbst erzählt in seinem Buche den Hergang folgendermaßen. Er sei im Frühjahr 1898 in die Kolonialabteilung beschieden, und es sei ihm dort Mitteilung gemacht, daß belgische und holländische Firmen an der Südostgrenze Kameruns an den Flüssen Sanga und Ngoko einen Handel eröffnet hätten, und daß es wünschenswert sei, daß dort auch deutsche Interessen beteiligt würden. Herr Dr. Scharlach schlug vor, da das Gebiet in der Freihandelszone der Kongoakte lag, ihm eine große Landkonzession zu erteilen. Diese wurde ihm und Herrn Sholto Douglas dann auch bewilligt, und zwar alles Land zwischen dem 12. Grad östlicher Länge und dem 4. Grad nördlicher Breite bis an die Landesgrenze, das heißt, ein Gebiet etwa so groß wie Bayern. Sobald diese beiden Herren diese Konzession erhalten hatten, traten sie mit den führenden Leuten des Kongostaates, vor allen Dingen mit dem bekannten Erbauer der Kongobahn, Oberst Thys und einigen belgischen Bankiers in Verbindung. Sie erhielten für das Einbringen ihrer Vorrechte zirka 10000 Genußscheine, und eine Gesellschaft mit 2 Millionen Mark Kapital wurde gegründet, von denen die Hälfte von den Belgiern, die Hälfte von den Deutschen aufgebracht werden sollte.

Allgemein glaubte man nun, daß auch in unseren Kolonien die belgische Kongomanier eingeführt werde, daß man mit Gewalt den Gummi von den Eingeborenen erpressen würde. Die Aktien, die im Februar 1899 an der Hamburger Börse ausgegeben wurden, schnellten sofort auf über 200 Prozent. Die Genußscheine, die anfänglich mit 400 frs. bewertet wurden, wurden bald mit 800 frs. bezahlt. Um dies gleich vorwegzunehmen, die Gesellschaft hat trotz dieser großartigen Vorrechte sehr schlecht gearbeitet. Sie hat in diesen 14 Jahren nur fünfmal Dividende bezahlt, und 1909 ihre Aktien um 25 Prozent zusammengelegt.

Bei dieser Unternehmung haben doch wenigstens die Gründer einen großen Gewinn von 4 Millionen davongetragen. Nicht so glücklich waren die Unternehmer, die am 13. September 1899 die Gesellschaft Nordwest-Kamerun begründeten. Die Gesellschaft erhielt gegen die Verpflichtung, jährlich 100000 M., in 10 Jahren aber 3 Millionen zum Besten des Landes zu verwenden, ein ähnlich großes Gebiet in Nordwest-Kamerun als Konzession. Aber die Konzessionsbegeisterung war verflogen. Die Aktien fanden keinen günstigen Markt, und die Gesellschaft, die bereits mehr als die Hälfte ihres Kapitals verloren hatte, hat niemals 1 Pfg. Dividende bezahlt. Am 21. September 1910 ist ihr die Konzession entzogen, da sie die übernommenen Verpflichtungen nicht erfüllt hat. Sie bestreitet das natürlich und liegt mit dem Staate in Prozeß.

So lagen die Verhältnisse, als Herr Ministerialdirektor Dr. Stübel im Sommer 1900 die Leitung

der Kolonialabteilung in Berlin übernahm, dem die schwierige Aufgabe zufiel, diese verfahrenen Verhältnisse wieder zurechtzurenken. Nicht schlecht schilderte damals Herr von Kotze in seinen Reiseberichten die koloniale Lage. Man habe ihm im ostafrikanischen Urwald ein Echo gezeitigt und er habe hineingerufen: „Wie steht es mit der Kolonie, Herr Stübel“ und die Antwort habe gelautet: „Übel, übel.“

Aber nicht nur in Bezug auf die Konzessionen gab es in unserer Kolonialpolitik Schwierigkeiten, auch sonst war die Kolonialanschauung eine verkehrte. Unsere Forschungsreisenden hatten bei ihren großen Expeditionen oft mit Nahrungsmangel zu kämpfen, da die Neger sehr oft isoliert wohnten, und so bildete sich bei ihnen die Meinung, die in ihren Büchern oft genug zum Ausdruck kommt, daß die Neger im allgemeinen arbeitsscheu und unlustig seien, und daß sie nur als Lohnarbeiter auf Plantagen zu gebrauchen seien, von deren großartigen Erfolgen in Java und Sumatra man soviel gehört hatte. Gleichzeitig aber war es in Deutschland unbekannt, wie schwierig solche Unternehmungen in die Höhe zu bringen sind und daß z. B. die Bremer in derartigen Versuchen viele Millionen in Sumatra zugesetzt hatten. Diese Anschauung war so allgemein, daß ich auch eine große Plantage anlegte und lange Zeit notleidender Kolonialagrарier gewesen bin, denn auch in den günstigsten Fällen sind die Resultate dieser Unternehmungen eigentlich recht magere geblieben.

Die Schwarzen wollten damals aber auf den Plantagen nicht arbeiten. Es paßte nicht in ihre Lebens-

gewohnheiten, von morgens 6 bis abends 6 Uhr zu arbeiten, denn der Neger ist es gewöhnt, sehr früh mit der Arbeit, um 4 oder 5 Uhr, zu beginnen und mittags um 12 oder 2 Uhr, wenn die Sonne zu heiß wird, aufzuhören. Dazu war die Sterblichkeit auf den Plantagen enorm, die Behandlung miserabel und die Bezahlung schlecht. Es fanden sich nicht die nötigen freien Arbeiter, und so mußte die Regierung sorgen, daß die Plantagen mit Leuten versorgt wurden. Man mochte die wenigen großkapitalistischen Unternehmungen, von denen nach damaliger Meinung das ganze Heil unserer Kolonien abhing, nicht im Stiche lassen, und die Regierung rekrutierte Leute für die Plantagen, wo sie nur konnte, leider aber ohne ihre doch ganz klare Pflicht zu erfüllen, dann auch dafür zu sorgen, daß diese Regierungsarbeiter dann auch gut gepflegt, behandelt und bezahlt wurden.

Die Konzessionsgesellschaften gingen noch viel weiter. Sie stellten sich auf den belgischen Standpunkt, daß ihnen in ihrem Gebiet auch ohne weiteres das Land effektiv gehöre, daß sie allein das Recht hätten, die Wälder auszubeuten, und daß aller dort wildwachsende Kautschuk ihr persönlicher Besitz sei. Sie glaubten, Herren des Landes zu sein, wenn sie eine Gegend durchreisten und hier oder da kleine Aufkaufstellen anlegen ließen. Dies widersprach zwar unserer sehr guten kaiserlichen Landverordnung von 1896, aber bei den Konzessionserteilungen hatte man unerhörterweise die Eingeborenen ganz vergessen, – recht bezeichnend, denn es gibt einen Begriff davon, wie nebensächlich man

damals über den wichtigsten Bestandteil unserer Kolonien, über unsere Eingeborenen, dachte. Die Konzessionsinhaber behaupteten deshalb auch, daß diese Landverordnung auf sie keine Anwendung habe, und der damalige Gouverneur von Kamerun, Herr von Puttkamer, war nur zu bereit, die weitgehenden Ansprüche der Konzessionäre und Plantagenleiter zu erfüllen.

Dadurch entstanden nun überall Reibungsflächen.

Die Kaufleute beschwerten sich, daß aus ihren Handelsgebieten die Leute mit Gewalt als Plantagenarbeiter gepreßt würden, so daß ihr eben etwas aufblühender Handel ruiniert würde. Die Missionen klagten, daß man in so rücksichtsloser Weise den Leuten ihr Land nähme, wenn die Plantagen sich vergrößerten, so daß die Eingeborenen kaum Existenzmöglichkeit hätten. Der Übermut der Plantagenleiter ging so weit, daß einer kurzer Hand an die Baseler Mission schrieb, sie solle eine von ihr erbaute Kapelle abreißen, da seine Plantage den Platz beanspruche. Andererseits aber gingen die Kaufleute, nachdem im Gebiet der Südkamerun-Gesellschaft unter Hauptmann von Stein eine deutsche Station angelegt war, in die reichen Konzessionsgebiete, um den Eingeborenen dort den Kautschuk abzukaufen, worüber die Gesellschaften nun ihrerseits heftige Beschwerde führten.

So lagen damals die Verhältnisse, als ich im Jahre 1901 in den Kolonialrat berufen wurde. Ich habe persönlich die ganzen Kämpfe um die Art unserer Kolonialpolitik mitgemacht. Der eigentliche Streitpunkt war immer der: was für Rechte soll der Ein-

geborene unter der deutschen Flagge genießen. Herr Dr. Scharlach vertrat aufs extremste den Standpunkt, daß der Neger nur um des Weißen willen da sei, und einige Freunde und ich verlangten, daß dem Neger seine persönliche Freiheit und sein Landbesitz zu belassen sei, und daß man ihn zu einem fleißigen, brauchbaren und freien Bauern erziehen solle.

Ich merkte aber bald, daß ich in den Verhandlungen dem gerissenen Rechtsanwalt gegenüber schlecht abschnitt, der meine Meinung oft genug als juristisch unhaltbar hinstellte. Ich setzte mich deshalb mit meinem damaligen Rechtsanwalt, Herrn Dr. Bollmann, Bremen, in Verbindung und ließ ihn ein Rechtsgutachten über die „Konzessionen und Monopole in den deutschen Schutzgebieten“ ausarbeiten und stellte dieses Gutachten den Mitgliedern des Kolonialrates und der Regierung zur Verfügung. Diese klaren Ausführungen trugen viel zur Klärung der Verhältnisse bei, und verschiedentlich wurde dieses Buch von der Regierung nachgefordert.

In diesem Gutachten wurde festgelegt, daß Monopole in Kamerun und Ostafrika überhaupt unmöglich seien, weil sie gegen die Kongoakte verstießen. Dieses Recht, Monopole zu vergeben, stehe überhaupt nur dem Kaiser zu, der diese Befugnisse aber niemals auf den Reichskanzler oder einem nachgeordneten Beamten übertragen hat, so daß alle verliehenen Monopole ungültig sind. Er weist ferner nach, daß nach den deutschen Gesetzen die Konzessionsgesellschaften durch den Erwerb der Konzessionen nicht Eigentümer des Landes werden. Infolgedessen haben sie auch im Gegensatz zum

Kongostaate kein Recht an den Früchten des Landes, vor allem am Kautschuk. Sie dürfen weder die Eingeborenen, noch Dritte an Jagd, Fischerei und Sammeln von Holz, Kautschuk usw. hindern. Sie dürfen dort nur wie jeder andere Handel treiben und haben nur die ausschließliche Okkupationsbefugnis von herrenlosem Lande. Die Inbesitznahme des herrenlosen Landes kann aber nicht durch einen Federstrich der Gesellschaft oder durch ein Dekret des Gouverneurs, sondern nur durch faktische Besitzergreifung erfolgen, die dann von dem Gouverneur nach Prüfung der einschlägigen Verhältnisse als Eigentum der Konzessionsinhaber anerkannt werden kann. Verpflichtet ist der Gouverneur aber noch nicht einmal, solchen Anträgen nachzukommen, sondern er kann auch herrenloses Land aus ihm notwendig erscheinenden Rücksichten zurückbehalten. Herr Dr. Bollmann geht sogar so weit zu behaupten, daß die tatsächlich längere Zeit ausgeübte Benutzung des Landes durch die Eingeborenen der Inbesitznahme des Landes entgegensteht, und daß dort z. B. der Neger auch das Recht zum Einsammeln des Kautschuk behält, „als Nutzwert an fremdem Grundstück.“ Im letzten Absatz erklärt er dann, daß Verhältnisse, wie sie in unseren Kolonien in den Konzessionsgebieten damals herrschten, hier unmöglich seien, und daß die Regierung die Verpflichtung habe, einen aktiven, vormundschaftlichen Schutz den Eingeborenen angedeihen zu lassen.

Dieses Gutachten war eine scharfe Waffe in der Hand der Gegner der Konzessionen und der Regierung, denn hier war juristisch einwandfrei dargestellt

und von anderen Juristen als richtig anerkannt, daß wegen der bereits bestehenden, anderweitigen Landgesetze die Konzessionsvergebung verzweifelt wenig effektive Vorteile bot. Alle Ansprüche der Gesellschaften, die das Land als Eigentum ohne weitere Förmlichkeiten besitzen wollten, waren hinfällig. Sie konnten den freien Handel der anderen Firmen nicht mehr unterbinden. Sie durften den Eingeborenen in ihrem Gebiet nicht mehr mit Gewalt den Gummi abnehmen, und mußten ihnen genügend Land belassen, damit sie auch im Konzessionsgebiet als freie Bauern unabhängig von den Gesellschaften leben konnten.

Herr Ministerialdirektor Stübel machte sich den Umschwung der öffentlichen Meinung zunutze und arbeitete sehr energisch an der Umgestaltung dieser verfahrenen Kolonialverhältnisse, aber seine Arbeit ist leider lange nicht genug anerkannt worden. Er war der Mann, der die gemachten Fehler richtig erkannte und mit zäher Energie allmählich berichtigte. Er sorgte für die Abstellung der eingerissenen Mißstände, schraubte die Ansprüche der Gesellschaften herab, war sehr vorsichtig in der Bestätigung etwaiger Vorrechte und setzte in alle Plantagengebiete Arbeiterkommissare, die dafür sorgen sollten, daß den Arbeitern ihr Recht wurde. Er war der erste Kolonialdirektor, der sich für die Entwicklung der Eingeborenen wirklich interessierte, der die ersten, lange eigentlich schon notwendigen Eisenbahnen schuf, der seinem Nachfolger Dernburg in jeder Beziehung in bester Weise vorgearbeitet hat.

Der klügste aller Kolonialinteressenten war wie-

der einmal Herr Dr. Scharlach, der sofort merkte, daß ein anderer Wind als bisher im Kolonialamt wehte, und er zog die nötigen Konsequenzen, da er sich der fortgesetzten, so energischen Opposition bei der Regierung, im Kolonialrat, in den Kreisen der Kolonialgesellschaft und der Bodenreformer nicht gewachsen fühlte. Er sah sich deshalb veranlaßt, einen neuen Vertrag mit der Regierung abzuschließen, der das Gebiet der Süd-Kamerun-Gesellschaft um etwa $\frac{7}{8}$ der früheren Fläche verkleinerte. Ausschließlich das Verdienst des Herrn Ministerialdirektors Stübel.

Während dieser ganzen Kämpfe zu Hause ging die Entwicklung draußen ruhig und stetig, wenn auch langsam vor sich.

Am besten schnitt das kleine Togogebiet ab, welches sich in Konkurrenz mit den englischen und französischen Nachbarkolonien befriedigend entwickelte. Besonders ist dort das gemeinschaftliche Zusammenarbeiten der Regierung, der Mission und der Kaufmannschaft zu erwähnen, welches sich ausgezeichnet bewährt hat. Die letztere hat sich bereit erklärt, für die Kosten der Kolonie aufzukommen, wenn keine großen Unternehmungen gemacht würden, bei denen sie nicht zu Rate gezogen würde. Dies System hat ausgezeichnet gearbeitet, wenn dieses Abkommen auch nicht, wie die Kaufleute es wünschten, durch einen Vertrag festgelegt ist, sondern nur in Form eines Protokolles bestätigt wurde, das aber dann jeder Firma in Abschrift zugegangen ist. Auch unsere erste Togobahn hätten wir damals nicht bekommen, wenn wir Kaufleute nicht an Herrn

Ministerialdirektor Stübel herangetreten wären und ihn gebeten hätten, damals bei dem schwierigen Reichstag den Antrag zu stellen, der Togokolonie ein Darlehen zu bewilligen, um eine Bahn zu bauen, dessen Zinsen wir durch eine Erhöhung der Zölle aufbringen wollten. Das geschah, und mit Hilfe der Bahn hat sich das Geschäft in Togo ganz außerordentlich gehoben.

Für die Deutschen ist die Togokolonie, obgleich in klimatischer Beziehung der vielen Dürren wegen wohl die ärmlichste Kolonie, doch das „Musterländle.“ Vor allen Dingen wohl, weil sie dem deutschen Reich niemals einen Pfennig gekostet hat, resp. hätte kosten sollen, da die Kaufleute den Bau der wirklich recht unverständigen Küstenbahn damals nicht wollten.

Und in Wirklichkeit ist diese Tatsache, daß Togo dem Reiche nichts kostete, ein Hauptgrund mit für die befriedigende Entwicklung dieses Schutzgebietes gewesen. Weil es immer an Geld fehlte, konnte man keine großen, unzeitgemäßen Unternehmungen machen, konnte man nicht viele Soldaten halten, und mußte ruhig und vorsichtig mit den Eingeborenen umgehen, von denen man in verständiger Verhandlung schließlich auch erreichte, was nötig war. Die kriegerischen Unternehmungen, die dort stattgefunden haben, sind kaum erwähnenswert, nur Herr von Massow hatte 1896 und 97 mit den Dagombas, die ihr Land gesperrt hatten, einige Gefechte, aber seit 1900 ist kein Schuß mehr in Togo gefallen und alles so friedlich wie möglich verlaufen.

Nur ganz allmählich dehnte die Regierung die

Verwaltung über das Land aus, so daß z. B. das heute bereits durch eine Eisenbahn mit der Küste verbundene Atakpame sich 1895 noch in vollständiger Unabhängigkeit befand. Eine kurze Schilderung meiner 3 Reisen dorthin dürfte ein gutes Bild davon geben, wie die Erschließung unserer Kolonien vor sich gegangen ist.

In dem erwähnten Jahre machte ich meine erste Reise dahin, da ich gehört hatte, daß dort viel Vieh und Kautschuk sehr billig zu haben seien. Nach 2 Tagereisen fand ich schon keine Hütte mehr, die groß genug war, um mein Feldbett mit Moskitonetz darin aufzustellen. Wir mußten im Freien oder in einem Hof kampieren. Nach 3 oder 4 Tagen kamen wir in eine wilde Prärie, und der an sich schon so schlechte Weg wurde beinahe unpassierbar. Mühsam mußte man sich durch Wasser, Sumpf, Dickicht und übermannshohes Gras seinen Weg bahnen, so daß man von seinem Vordermann fast nie etwas sah. Unendlich dehnte sich die Savanne. Als wir bei Dunkelwerden an einer Wasserlache kampieren wollten, erklärten mir meine Leute, daß wir sämtlich die Nacht auf den Bäumen zubringen müßten, der wilden Tiere wegen. Da ich das natürlich nicht wollte, und die Leute mich nicht allein auf der Erde lassen mochten, marschierten wir bis Mitternacht, bis wir ein Gehöft fanden. Atakpame selbst war noch fast unbekannt, ein Haufen unregelter kleiner Hütten, von denen nur 2 oder 3 Häuptlingswohnungen besser gebaut waren. Oft genug sandten die Leute mir Boten entgegen und baten, ich möchte doch nicht zu ihnen kommen, sie wollten mit den

Weißten nichts zu tun haben. Handelsartikel gab es kaum. Einige Felle und Hörner, etwas Gummi und Pfeffer. Billig war alles. Für eine leere Dose bekam ich ein Huhn. Ein Schaf kostete 2, ein Ochse 10 M., und mit 2 M. konnte ich meine 17 Leute reichlich und gut verpflegen.

Ich richtete dort in Amutschu einen Markt ein. Ich ließ ein großes Stück Land von Busch und Gras reinigen besuchte etwa 60 Dörfer in der Umgegend und forderte die Leute auf, jeden 6. Tag zu meinem Markte zu kommen. Je weiter ich aber kam, desto häufiger erklärten mir die Eingeborenen, daß sie meinen Markt nicht besuchen könnten, da sie mit ihren Nachbarn in Fehde lebten und sie unterwegs weggefangen würden. Ich machte dann dieselbe Reise noch einmal, erklärte den Leuten, daß es mich nichts angehe, was sie unter sich täten, daß aber an jedem 6. Tag mein Markttag sei, und daß ich dann Landfrieden gebiete. Sie versprachen auch alle ganz treu, sich darnach zu richten.

Als der erste Markttag gekommen war, waren wir früh auf. Wir hatten an einem zwischen zwei Bäumen aufgezogenen Bindfaden unsere schönsten Zeuge aufgehängt; auf einer Matte lagen Hauer, Eisenstangen, kleine Haufen Pulver, Zucker, Steinzeug usw. in reichlicher Auswahl. Das Ganze machte einen geradezu üppigen Eindruck. Aber es wurde 7 und 8 Uhr, kein Kunde kam. Ich war sehr verdrießlich, daß alle unsere Arbeit umsonst gewesen sein sollte. Da kam einer meiner Leute auf den Gedanken, daß wir unsere deutsche Flagge doch an einem hohen Baume weithin sichtbar befestigen

sollten. Ich gab sie heraus, als ich zum Frühstück ins Gehöft ging, und als ich nach einer halben Stunde wieder kam, war der Markt schwarz von Menschen, die mißtrauisch sich in der Nähe versteckt gehalten hatten, bis sie die deutsche Flagge zu sehen bekamen. Es waren etwa 50 Weiber, die in der Mitte des Marktes auch ihrerseits ihre Waren feilboten, kauften, handelten und verkauften. Im Kreise um den Markt herum saßen einige 100 schwer bewaffneter Männer, die Begleiter der Frauen, die sich nicht getraut hatten, den Weg allein zu machen. Um 11 Uhr war auch die letzte Händlerin verschwunden, da alle noch vor Dunkelwerden zu Hause sein wollten. Am nächsten Tage aber kamen schon Boten, um mir zu melden, daß auf dem Wege zu meinem Markt doch einige Weiber trotz des Verbotes weggefangen seien, und mir verblieb die angenehme Aufgabe, zwischen meinen Markttagen dann herumzureisen und die Gefangenen zu befreien. Es ist mir auch immer gelungen, wenn auch oft nur unter großen Schwierigkeiten.

Im Jahre 1904 machte ich dann dieselbe Reise noch einmal, aber dieses Mal auf guten Feldwegen auf einem Rade. Über die Wasserläufe waren Brücken geschlagen. Alle 10 km war ein kleiner Markt errichtet, wo Erfrischungen zu haben waren, und alle 25 oder 30 km ein Rasthaus für die Weißen, große Unterkunftsräume für die Schwarzen. Der Verkehr hatte sich enorm gesteigert. Früher traf man vereinzelt einen Menschen, 3–4 an einem Tage. Jetzt zählten sie nach Hunderten. Atakpame selbst war eine schöne Stadt geworden. Regelmäßige, breite

Straßen durchzogen den Ort. Mancher hübsche Laden der Eingeborenen war erbaut, auch eine zwei-stöckige europäische Faktorei, und auf einem Hügel außerhalb der Stadt lag die schmucke Regierungsstation mit ihren weißen Häusern, weit in das Land sichtbar. Ein ganz befriedigender Handel hatte sich entwickelt, Leben und Getriebe überall.

Im Oktober 1913 machte ich dann diese Reise zum drittenmal, aber dieses Mal mit der Eisenbahn. Im Fluge durcheilten wir das Gelände, welches vom Hinterperron des Wagens viel besser zu übersehen war als früher, wo ich es zu Fuß, zu Pferde oder zu Rad so oft durchquert hatte. An den größeren Stationen hatte die Regierung große, viereckige Marktplätze angelegt, mit Bäumen bepflanzt, mit Verkaufsbuden versehen und die stattliche Reihe der europäischen Faktoreien in den umliegenden Straßen, mit ihren großen Lägern an Waren und Beständen an Palmöl, Kernen und Baumwolle bewies, welche enormen Aufschwung der Handel in diesen Gebieten genommen hatte, die vor 20 Jahren noch kaum eines Europäers Fuß betreten hatte. Um 7 Uhr verließen wir Lome und erreichten Atakpame um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr. In einer Stunde brachte uns die Bahn so weit wie früher ein Tagesmarsch und ich mußte mich innerlich amüsieren, daß meine jungen Herren sehr schalten, daß wir mit einer halben Stunde Verspätung dort ankamen.

Atakpame selbst ist inzwischen aus einem elenden Negerdorf eine der wichtigsten Handelsplätze Togos geworden. Jede der in Togo ansässigen Firmen hat dort eine Niederlassung mit 1 oder 2 Weißen, und

⁶ Viator, Entwicklung unserer Schutzgebiete.

da wir jetzt auch Bauunternehmer drüben haben, die die Erstellung von Gebäuden als Erwerbszweig betreiben, sind die neueren Faktoreien im modernen Villenstil erbaut, und das Ganze macht den Eindruck eines freundlichen kleinen Landstädtchens. —

Ähnlich wie hier ist die Entwicklung wohl überall vor sich gegangen. —

Das Geschäft bestand früher aus der Einfuhr fast aller europäischen Industrieartikel, besonders Baumwollwaren, Lebensmitteln, unter denen der Schnaps leider bei weitem die erste Stelle einnahm, und Bedarfsartikeln für Europäer und Eingeborene einerseits, und fast ausschließlich aus der Ausfuhr von Palmöl und Palmkernen andererseits, zu denen nach Sicherung des Landes noch Kautschuk aus dem Gebirge kam. Das wurde aber bald durch die ausgezeichnete Arbeit des Kolonialwirtschaftlichen Komitees ganz anders. Die Stagnation in unserer Kolonialpolitik war in den Kreisen der Deutschen Kolonialgesellschaft sehr drückend empfunden worden, und man sann auf Wege, wie die kulturelle Hebung durch Privatunternehmungen besser gefördert werden könnte, da Reichstag und Regierung so wenig für pekuniäre Leistungen zu haben waren. So entstand aus ihrer Mitte im Jahre 1896 das Kolonialwirtschaftliche Komitee unter der bewährten Leitung des Herrn Fabrikbesitzers Karl Supf, welches aus kleinen Anfängen sich zu einer ganz außerordentlichen Bedeutung emporgeschwungen hat und heute zu den wichtigsten Kulturfaktoren unserer bisherigen Kolonialpolitik geworden ist. Das Ziel des Kolonialwirtschaftlichen Komitees ist die Deckung des ein-

heimischen Bedarfs an Roherzeugnissen aus den eigenen Kolonien, die Entwicklung unserer Kolonien zu neuen Absatzgebieten für den heimischen Handel und die heimische Industrie, der Ausbau des kolonialen Eisenbahnnetzes, und wo es angeht deutsche Siedelungen in den deutschen Kolonien.

Diesem Programm entsprechend hat es jährlich einige wissenschaftliche Expeditionen in die Kolonien und andere tropische Länder zu Studienzwecken gesandt, zur Erkundung des Wertes der Länder, zur Trassierung von Eisenbahnlinien, zur Aufsuchung wertvoller Kulturpflanzen, z. B. der Guttapercha, zur Bekämpfung von Schädlingen usw. Nicht weniger als drei Millionen M. hat es bisher für seine Arbeit verausgabt, da ihm bei seinen unübertrefflichen Leistungen von der Regierung, der Kolonialgesellschaft, den Industrieverbänden und den interessierten Kaufleuten große Mittel willig zur Verfügung gestellt wurden.

Seine größte Tat bleibt aber die Einführung des Baumwollbaues in unseren Kolonien. Die deutsche Textilindustrie, die in über 16000 Betrieben beinahe 1 Million Arbeiter beschäftigt, befand sich seit längeren Jahren in großer Verlegenheit wegen des Bezuges ihres Rohmaterials. Der Süden der Vereinigten Staaten ist das einzige Land der Welt, welches für die Weltversorgung eine wirkliche Rolle spielt. Dort ist aber im Laufe der Zeiten eine eigene, immer mehr an Bedeutung gewinnende Industrie entstanden, und die Produktion der Baumwolle hält mit dem steigenden Verbrauch kaum Schritt, der sich z. B. in Deutschland im Jahre 1840 von $\frac{1}{3}$ kg per

6*

Kopf der Bevölkerung auf 7 kg im Jahre 1909 gesteigert hat. Die Preise, die früher zwischen 30 und 40 Pfg. schwankten, liefen von 1899 an fast ununterbrochen in die Höhe, um im Jahre 1909 79¹/₂ Pfg. für American middling zu erreichen.

Im Jahre 1900 sandte das Kolonialwirtschaftliche Komitee einige amerikanische Neger aus den Südstaaten nach Togo; 1902 eine solche Expedition nach Ostafrika, welche dort Baumwollversuchsplantagen anlegten und den Eingeborenen den Baumwollbau zeigten. Die Regierung veranlaßte die Häuptlinge, tüchtige junge Leute aus der ganzen Kolonie dorthin zu senden, um in einem dreijährigen Kursus in rationeller Agrikultur unterrichtet zu werden. Sie lernen dort mit leichten Pflügen und europäischem Handwerkszeug arbeiten. Man lehrt sie Baumwollbau, Saatwahl, Fruchtfolge, Erntebereitung und Bekämpfung von Schädlingen, und sie sollen dann nachher ihren Landsleuten das Gelernte wieder beibringen. Dieses Vorgehen ist auch für andere Kolonien bahnbrechend geworden, und besonders von der englischen Africa Cotton Growing Association sofort nachgeahmt.

Der Erfolg dieses praktischen Vorgehens zeigte sich auch fast sofort. 1905 wurden aus Togo bereits 857 Ballen Baumwolle exportiert, 1909 2337, und in Ostafrika hatte man ganz ähnliche Erfolge, dort erwartete man im letzten Jahre schon eine Ernte von zirka 8500 Ballen, und die Beamten berichten von weiteren sehr großen Anpflanzungen der Eingeborenen. Die dort angelegten größeren Plantagenunternehmungen haben leider mit ganz unerwarteten

Schwierigkeiten zu tun gehabt und bisher keinen befriedigenden Erfolg ergeben, dagegen zeigte sich bei den Eingeborenen von Jahr zu Jahr ein steigendes Interesse für diese auch gerade für unsere heimische Industrie so außerordentlich wichtige Kultur, und wir können nach allen Berichten auf einen gewaltigen Aufschwung unserer Baumwollausfuhr aus unseren Kolonien im nächsten Jahrzehnt rechnen.

In Kamerun verlief die Entwicklung nicht so friedlich wie in Togo. Zunächst konnten sich die großen mohammedanischen Sultane, deren Land ohne ihre Einwilligung unter Deutschland, England und Frankreich geteilt war, gar nicht an die neuen Verhältnisse gewöhnen. Der Wutesultan Ngila, der durch seine Sklavenjagden den Zugang zu Adamaua hinderte, wurde von Leutnant von Carnap-Quernheimb 1898 besiegt, aber da er selbst entkam, dauerten die Kämpfe doch noch bis nach Ngilas Tode im Jahre 1905. Auch als er bereits gestorben war, nahmen die Kämpfe ihren weiteren Fortgang, bis Oberleutnant Dominik nach vielen Gefechten in Garua eine feste Station einrichtete. Der mächtigste aller Sklavenhändler, Rabeh, aber, der sich im mittleren Sudan ein großes Reich geschaffen hatte und Dikoa zu seiner Residenz erhob, wurde zuerst von den Franzosen angegriffen und auf deutschem Gebiet in der Schlacht bei Kusseri erschlagen, in der auch der französische Befehlshaber, Oberstleutnant Lamy, seinen Tod fand. Die Franzosen aber behielten das deutsche Gebiet dann dort oben einfach besetzt, bis Oberstleutnant v. Pavel mit der gesamten Schutztruppe erschien. Die Franzosen zogen dann gutwillig aus unserem Gebiet wieder ab.

Gleichzeitig fanden im Gebiet der Südkamerun-Gesellschaft heftige Kämpfe mit den Stämmen am Njong, den menschenfressenden Makka- und Njem-Stämmen statt, die mehrere Jahre dauerten, und in denen unsere Schutztruppen schwere Verluste erlitten, da das sumpfige Land mit dichtem Urwald bedeckt war, und die Eingeborenen die ihnen dadurch gebotenen Vorteile besser auszunutzen verstanden als unsere Soldaten.

Auch die wirtschaftliche Erschließung Kameruns hat im Anfang sehr langsame Fortschritte gemacht. Ich erwähnte eingangs schon, daß uns der Sudan, also die Nordgrenze, schon gut bekannt war, zu gleicher Zeit, als wir von der Küste aus noch nicht 50 Kilometer weit ins Innere vorgedrungen waren. So hat sich unsere wirtschaftliche Erschließung bisher auch noch nicht auf den Norden erstrecken können, der auch heute noch vom Niger-Benuë und teilweise aus alter Gewohnheit von dem entfernten Tripolis her versorgt wird, und dieses Verhältnis wird sich, da die meisten Flüsse nicht schiffbar sind, auch wohl dann erst wirklich ändern, wenn durch Bahnen das Innere mit der Küste verbunden ist. Zur Zeit der Besitzergreifung Kameruns wohnten die Weißen nicht einmal auf dem Lande, sondern in alten, abgetakelten Segelschiffen, an die die eingeborenen Händler die mit europäischem Kredit gekauften Produkte, Palmöl und Palmkerne, ablieferten. Solange das Land nicht beruhigt war, konnte man an eine intensive Bearbeitung des Inneren nicht denken, und da man etwas schaffen wollte, so begann man in der Mitte der 90er Jahre in großem Maßstabe an der Küste mit Plantagen-

bau vorzugehen. Besonders im Gebiet des großen Kamerunberges, wo den Bakwiris, eines Aufstandes wegen, bei dem Herr von Gravenreuth sein Leben verlor, ihr Land abgesprochen war, das sich durch sehr fruchtbaren Lavaboden und selten reichen Regenfall auszeichnete, entstanden große Kakaopflanzungen, von denen die Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft Viktoria inzwischen die größte der ganzen Welt geworden sein soll. Gerade um diese Zeit hatte man aus Sparsamkeitsrücksichten die Niederlassungen im Inneren aufgegeben, und das ganze Interesse der Kolonialfreunde konzentrierte sich auf diese Unternehmungen, die anfangs einen glänzenden Erfolg versprochen. Zu einem nennenswerten Erfolg haben es aber leider diese Unternehmungen bisher nicht zu bringen vermocht. Ohne Kapitalreduzierung ist es bei den meisten Aktiengesellschaften, deren Bilanzen veröffentlicht werden, nicht abgegangen, und nur in den letzten Jahren sind sie in der Lage gewesen, entsprechende Dividenden zu bezahlen.

Einen größeren Aufschwung nahm die Ausfuhr Kameruns, die 1900 erst annähernd sechs Millionen betrug, als nach den Konzessionserteilungen der Süden des Landes eröffnet wurde, und die sogenannten Südfirmen, die meistens in Kribi ansässig sind, ihre Niederlassungen 30, 40, selbst 60 Tage-reisen weit ins Innere vorschoben. Das ganze Gelände Südkameruns ist mit einem gewaltigen Urwald bestanden, das ähnlich wie im Kongostaat einen enormen Kautschukreichtum enthält, der von den Eingeborenen einstweilen aber nur im Wege des Raubbaues ausgebeutet wird, da es an Arbeitskräften fehlt, die Ge-

winnung richtig zu organisieren. Der Urwald selbst ist nur sehr dünn mit minderwertigem Menschenmaterial, die zum großen Teil noch Menschenfresser sind, bevölkert. Viele Tausende der anderen Bewohner befinden sich als Träger beständig auf dem Marsche, denn die Neger ziehen dies Herumreisen mit Weib und Kind einer stetigen Arbeit vor, und hier wird wiederum keine Änderung der Verhältnisse eintreten können, einfach aus Mangel an Menschen, bis andere Verkehrsmittel geschaffen sind. Diese Geschäftsweise bringt für das Land natürlich viel Nachteil mit sich. Die Eingeborenen entwöhnen sich geregelter Tätigkeit. Wenn sie in größeren Trupps marschieren, vergewaltigen sie oft die ansässigen Bewohner, obgleich sich die Regierung Mühe genug gibt, durch Verordnungen den schlimmsten Mißständen wenigstens abzuhelpfen. Sie ist aber bei den schlechten Verbindungen ziemlich machtlos, zumal unbeaufsichtigte Patrouillen schwarzer Soldaten auch im allgemeinen durchaus nicht als zuverlässig angesprochen werden können und oft viel Unfug anrichten.

Nur die Bezirke Victoria, Duala, Edea und Jaunde sind in geregelte Verwaltung genommen worden, während das Innere einstweilen nur von Militärstationen beaufsichtigt wird, die hauptsächlich die Aufgabe haben, die Ruhe aufrecht zu erhalten, und die Eingeborenen zu Wegebauten und zu anderen Kulturarbeiten heranzuziehen, sind im Norden nur sogenannte Residenturen in Garua, Dikoa und Kusseri eingerichtet d. h. deutsche Stationen unter deutschen Offizieren mit je einer Schutztruppenkompanie, die die Verwaltung des Landes den Sultanen

zu überlassen, und nur die Autorität des Reiches dort zur Geltung zu bringen haben.

Ostafrika hatten wir verlassen, als nach dem Aufstande eine geordnete Verwaltung eingeführt war. Das Verhältnis zur Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft wurde vollständig geändert. Ostafrika wurde in eine Reichskolonie umgewandelt, und der Gesellschaft ihre Hoheitsrechte gegen eine Zahlung von 600000 Mk. jährlich bis auf einige Vorrechte abgekauft, die sie aber 1902 auch noch darangab. Sie beschäftigte sich von da ab nur noch mit wirtschaftlichen Aufgaben und hat unter den Handelsunternehmungen jener Kolonie bald die erste Stellung erworben.

Im Jahre 1890 wurde Emin Pascha dann, wie vorher schon erwähnt, noch mit einer großen Expedition, an der auch Dr. Stuhlmann teilnahm, entsandt, um auch im weiteren Inneren das Ansehen der Deutschen zu heben, dem Treiben der Sklavenhändler entgegenzutreten und die Karawanenstraßen zu sichern. Er legte dann am Viktoria Nyansa die Station Bukoba an, die nach Eröffnung der Ugandabahn eine so große Bedeutung erlangte. Da das Land noch nicht als beruhigt gelten konnte, legte man eine große Reihe Militärstationen an. Aber auch in Ostafrika wurde unter dem ersten Zivilgouverneur, Freiherrn von Soden, das Sparsamkeitssystem so übertrieben, daß man trotz der Unsicherheit der Lage die Besatzungen ganz bedeutend verminderte und in kleinen Garnisonen argzersplitterte. Da erlitt der Hauptmann von Zelewsky, der die unbotmäßigen Wahehe, die als Buschiris Bundesgenossen schon so viel Unheil

in Ostafrika angerichtet hatten, züchtigen sollte, im August 1892 bei Lugalo bei einem plötzlichen Überfall eine furchtbare Niederlage, in der 10 Europäer und 350 farbige Soldaten und Träger niedergemetzelt wurden, und nur die Nachhut unter Leutnant von Tettenborn konnte sich nach der Küste durchschlagen. Die siegreichen Wahehe aber, deren Kühnheit durch diesen Kampf ungeheuer gestiegen war, sperrten die große Karawanenstraße vollständig. Da auch die Wadschagga im Norden sich empörten, im Süden die Sklavenhändler, deren bedeutendster Hassan ben Omari war, immer größere Streifzüge unternahmen, und der neue Militärgouverneur, Herr von Scheele, trotz verschiedener erfolgreicher Expeditionen die Ruhe nicht wieder herstellen konnte, wurde 1895 Herr von Wißmann wieder zurückgerufen. Er ging sehr energisch und schneidig gegen die Missetäter vor und stellte die Ruhe bald wieder her.

Er beschäftigte sich dann ebenso energisch mit der wirtschaftlichen Hebung des Landes, und es ist sehr zu bedauern, daß er bereits nach neunmonatlichem Aufenthalt aus Gesundheitsrücksichten seine Entlassung nehmen mußte, er, der wohl als unser bedeutendster Afrikaner angesprochen werden kann. Alle seine kriegerischen Unternehmungen waren so sorgfältig vorbereitet, daß er niemals einen Fehlschlag oder eine Schlappe erlitten hat. Er war sehr vorsichtig in seinen Dispositionen, die er nach gründlicher Überlegung sofort durchführte, aber sowie er den nötigen Erfolg hatte, dachte er an Versöhnung der Leute, und die wirtschaftliche Hebung der Kolonie, die er sofort nach dem ersten Aufstand wieder

sehr pflegte, war auch für ihn als Offizier die Hauptsache. Zugleich wird er allgemein als ein außerordentlich liebenswürdiger, interessanter Mann geschildert, dem das Wohl seiner Untergebenen und der ihm anvertrauten Völker sehr am Herzen lag.

Die von Wißmann hergestellte Ruhe hielt dann beinahe ein Jahrzehnt an, und das Land entwickelte sich befriedigend, bis im Jahre 1905 ganz unerwartet ein großer neuer Aufstand ausbrach, der sich bald über den ganzen Süden des Schutzgebietes ausbreitete. Der Grund für denselben ist nie ganz klar geworden. Man schob es der Hüttensteuer, dem Einfluß der indischen Kaufleute, dem Heranziehen der Leute zu Regierungsarbeiten und zum Baumwollbau zu, aber alle diese Gründe sind wohl kaum ausschlaggebend gewesen. Eine deutsche Station Livale fiel in die Hände der Eingeborenen, doch konnten die übrigen belagerten Stationen durch die Schutztruppe noch rechtzeitig entsetzt werden, da die Marine die Besetzung der Küste übernahm. Die Schutztruppe hatte eine ganze Reihe Gefechte und zerstreute die Eingeborenen, aber bis 1907 dauerte der Kleinkrieg, bis auch die letzten Banden verschwunden waren. Diese Empörung war viel blutiger als die erste von 1898, denn nicht weniger als 23 Europäer und 345 farbige Soldaten fanden dabei ihren Tod. Doch war die Folge für die Eingeborenen noch unendlich viel verhängnisvoller, denn da bei den Kriegswirren die Äcker nicht bestellt wurden, brach in jenem Gebiet eine Hungersnot aus, die angeblich 75000 Schwarzen das Leben gekostet haben soll, obgleich die Regierung getan hat, was sie konnte, um die Not zu lindern. —

Damit sind wir nun in die Zeit eingetreten, wo der verdiente Ministerialdirektor Stübel sein Amt niederlegte, dessen Erbschaft dann Exzellenz Dernburg übernahm. Man kann sagen, daß Stübels 6jährige Arbeit die Grundlage gelegt hat, auf der Dernburg dann unsere deutsche Kolonialpolitik auf die jetzige weitsichtige, großangelegte Basis stellen konnte. Er selbst, vorher Direktor der Darmstädter Bank, handelte absolut anders als sein Vorgänger. Er hielt in den größten Städten Deutschlands vor erlesenem Publikum Vorträge über die Bedeutung der Kolonien für unsere heimische Wirtschaft, und bereiste, sobald es ihm die Verhältnisse gestatteten, persönlich Ostafrika, später Südwestafrika und bereitete sich durch eine Reise in die Vereinigten Staaten zum persönlichen Studium der Baumwollkultur in Togo und Kamerun vor. Leider hat er diesen letzten Plan nicht mehr zur Ausführung bringen können, da er, mir ziemlich unbegreiflich, anscheinend auch ganz unnötig seine Entlassung nahm.

Mag Exzellenz Dernburg, das war wenigstens mein persönlicher Eindruck, bei Übernahme seines Amtes gedacht haben, daß er mit Hülfe seiner Verbindungen das Großkapital für unsere Kolonien in anderer Weise als bisher heranziehen und auf solche Weise die Gebiete schneller als bisher erschließen könne; auf seiner ersten Reise nach Ostafrika hat er sich einen klaren Überblick über die ganzen Verhältnisse geschaffen und alles absolut richtig beurteilt, und der fabelhafte Aufschwung unserer tropischen Kolonien und der Umschwung unserer ganzen Kolonialanschauung ist ihm vor allen Dingen zu danken.

Er hat auf seiner Reise sofort erkannt, daß das Geschwätz von dem faulen Neger im allgemeinen Unsinn ist, daß unsere schwarzen Untertanen, von einzelnen Stämmen abgesehen, brauchbare, tüchtige Menschen sind, die wohl zu guten Kulturleistungen herangezogen werden können. Aber ohne Absatzmöglichkeiten kann der Neger, so gern er es will, seine Arbeitskraft nicht nützlich verwenden. Dies wußte er dem Reichstag so plausibel zu machen, daß er ihm in der kurzen Zeit seiner Amtstätigkeit über 300 Mill. Mark für Eisenbahnbauten bewilligte.

Außer den Bahnen Südwestafrikas, der im Süden nach Keetmanshoop führenden und der Verbindungsbahn von dort nach Windhuk wurden unter seiner Leitung bewilligt resp. fertiggestellt: In Togo die Bahnen von Lome nach Agome- Palime und Atakpame. In Kamerun die Manenguba-Bahn im Norden und die Mittellandbahn bis zum schiffbaren Njong nach Widimenge, die aber infolge des schwierigen Brückenbaues über den Sanaga und den steilen Gebirgsanstieg noch nicht sehr weitgediehen ist. In Ostafrika die große Zentralbahn, an der im letzten Jahre häufig 15000 Menschen arbeiteten, und deren Fortsetzung bis zum Tanganyika-See bis Udjidi vom Reichstag beschlossen worden ist, so daß dies große Werk voraussichtlich 1914 vollendet sein wird, und endlich die Kilimandscharobahn, die bis Moschi, ihrem einstweiligen Endpunkt, vorgestreckt ist. Damit ist das groß angelegte Bahnbauprogramm des Staatssekretärs Dernburg nahezu durchgeführt, und die Zunahme des deutschen Kolonialhandels beweist die Richtigkeit der Dernburgschen Politik. Bei der

Übernahme der Geschäfte durch ihn im Sommer 1906 hatte der Handel unserer Kolonien 99 Millionen betragen, 1910 232 Millionen.

Seit dieser Zeit ist über Ostafrika in politischer Beziehung wenig zu berichten. Die Zivilverwaltung ist in den meisten Gebieten eingeführt, während in der Gegend der Seen 3 Residenturen eingerichtet sind, wo man das Betreten des Landes ohne offizielle Erlaubnis des Gouverneurs verboten hat, da die kriegerischen Bewohner dieser dichtbevölkerten Gebiete durch Übergriffe der Händler sehr gereizt waren, und man Zusammenstöße vermeiden wollte.

So sehen wir, daß sich in diesem neuen Jahrzehnt unsere deutsche Kolonialpolitik vollständig umgetan hat, daß sie aus den Kinderschuhen herausgewachsen ist, daß wir heute eine weitsichtige großangelegte Kolonialpolitik treiben, welche sich der englischen und französischen würdig an die Seite stellen kann, ja sie in mancher Weise noch übertrifft. Alles, was man im Anfang über unsere Kolonien sagte, daß wir nur Länder in Besitz genommen hätten, die andere Völker nicht mehr hätten haben wollen, daß wir zu spät gekommen seien, hat sich als falsch herausgestellt. Die Leistungen der anderen Völker in ihren Kolonien waren, wie ich an Hand der Geschichte der Ostindischen Kompagnie gezeigt habe, bis vor 50 und 60 Jahren unbedeutend und dienten nicht zum Wohle der Länder. Erst seit 40 oder 50 Jahren haben die Engländer und Franzosen angefangen, eine wirklich gesunde Kolonialpolitik zu treiben, und wir sind ihnen darin gefolgt. Wir dürfen heute wohl sagen, daß unsere deutsche Herr-

schaft unseren Eingeborenen großen Vorteil und Segen bringt, und daß wir noch unseren guten Nutzen dabei haben werden. 1911 betrug der Handel mit unseren Schutzgebieten 240 Millionen M., und wenn die bisherige Entwicklung nicht durch irgend welche Unglücksfälle unterbrochen wird, dann halte ich es nicht für unmöglich, daß wir 1925 bereits die erste Milliarde überschritten haben werden. Das bedeutet bereits einen Handel, an dem das deutsche Volk viel Geld durch Absatz seiner Industrieerzeugnisse, und der Eingeborene viel Geld durch Verkauf seiner Produkte verdienen kann.

IV

PRAKTISCHE KOLONIALPOLITIK

Es erübrigt nun noch, den Fragen näher zu treten, wie man am besten Kolonialpolitik treibt, d. h. auf welche Weise aus der Verwaltung der Gebiete den herrschenden Völkern der größte Vorteil, den Eingeborenen der beste Nutzen erwächst.

Die wichtigste aller Fragen ist natürlich die Frage nach dem Verhältnis der Menschen untereinander, die sogenannte Rassenfrage.

Ein Unterschied der Rassen, der Lebensanschauung und der Erziehung ist vorhanden und ist bei uns auch juristisch festgelegt, indem die Eingeborenen unserer Kolonien nicht deutsche Bürger, sondern Untertanen des Deutschen Reiches sind, die nur in einzelnen Fällen zu Bürgern gemacht werden können. Man kann diesen Unterschied auch nicht leugnen und sich auch nicht ungestraft über ihn hinwegsetzen. Eine Ehe z. B. zwischen einem Weißen und einer Schwarzen wird wohl in allen Fällen aller Voraussetzungen für ein glückliches, befriedigendes Familienleben entbehren, und man wird ruhig sagen können, daß der Weiße vollständig minderwertig ist, und sein eigenes Lebensglück untergräbt, wenn er eine Schwarze heiratet, und umgekehrt erst recht.

Dagegen erinnert die im letzten Jahr mit so viel Pathos und Energie ins Werk gesetzte Agitation gegen die Mischehen so etwas an den berühmten Kampf gegen die Windmühlen. In Samoa herrschten himmelschreiende Verhältnisse, und ein Deutscher,

der es dort wagte, etwas gegen die Mischehen öffentlich zu sagen, erregte so die Wut der Weißen und vor allen Dingen der mit Weißen verheirateten Samoanerinnen, daß er seines Lebens nicht mehr sicher war und zu seinem eigenen Schutz von der Regierung ins Gefängnis gebracht werden mußte. Solche Verhältnisse sind doch einfach haarsträubend, und deshalb war es durchaus notwendig, dort ein Gesetz zu erlassen, daß die Mischehen verboten seien. Es war deshalb sehr unklug vom Reichstag, an diesem so vernünftigen Gesetz Kritik zu üben. In Togo und Kamerun, und ich glaube auch in Ostafrika, gibt es keine einzige Mischehe, und in Südwest versicherte man mir, daß vielleicht noch ein Dutzend alter Schutztruppler lebten, die mit eingeborenen Weibern verheiratet seien. Die ganze Stimmung unter den Weißen ist dort aber so, daß neue Heiraten einfach ausgeschlossen sind. Was hat es also für einen Zweck sich über gar nicht vorhandene Mißstände so aufzuregen? Der Kernpunkt der Frage liegt in Wirklichkeit auf einem ganz anderen Gebiet. Es handelt sich darum, daß es im Interesse unserer Kolonien wünschenswert ist, daß die Rassen sich möglichst wenig vermischen. In der Beziehung sieht es aber in unseren Kolonien schlimm genug aus. In Togo gibt es z. B. 254 Weiße, darunter 42 evangelische und katholische Missionare, und 240 Mulattenkinder. Die Verhinderung solcher Zustände ist aber bei der heutigen Minderwertigkeit der sittlichen Anschauung der meisten jungen Männer zum großen Teil eine Geldfrage. Sie wird nur eintreten, wenn möglichst viele weiße Frauen hinausgehen, durch deren Anwesen-

7 Viator, Entwicklung unserer Schutzgebiete.

heit sich die Art des Lebens ändert, und bessere Formen annimmt. Dies kann aber nur geschehen, wenn die Regierung, die großen Unternehmungen und Kaufleute ihren Angestellten die Reise und die anderen Unkosten auch für die Frauen vergüten, wie denn die Missionen und z. B. auch unsere Firmen es schon immer getan haben. Allein der Schaden, der durch Geschlechtskrankheiten unter den jungen Deutschen in unseren Kolonien angerichtet wird, ist furchtbar, und aus diesem Grunde schon liegt ein allgemeines Interesse vor, diesem Übel entgegenzuarbeiten.

Eine solche Entrüstung zu Hause nützt aber nichts, wenn die Praxis draußen eine so andere ist. Ich kenne einen Weißen, der nicht weniger als 14 Muttelkinder in die Welt gesetzt hat. Auf meiner Reise kam ich auf der Hauptstraße durch ein Dorf, in dem mir ein besonders gebautes Steinhaus auffiel. Ich erkundigte mich, wem das Haus gehöre, und es wurde mir gesagt, es sei von dem dortigen Bezirksamtmanne für seine Frauenzimmer gebaut. Wenn der führende deutsche Beamte ein solches Beispiel gibt, wird es sehr schwer sein, die jungen Leute zu veranlassen, anders zu leben, und ich hörte draußen, daß ein Pastor, der gerade über die rechte Sittlichkeit gepredigt hatte, großen Anstoß damit bei fast allen Europäern erregt habe.

Aber ein Gutes hat diese Agitation doch gehabt, daß man endlich der so oft geforderten Alimentenzahlung nun näher getreten ist, und der Staatssekretär hat von den Gouverneuren Vorschläge verlangt, was für Verordnungen zu erlassen seien. Bis jetzt küm-

merte sich kein Mensch um diese unglücklichen Wesen, die weder weiß noch schwarz sind. Sie wuchsen auf ohne jede Erziehung und Aufsicht, starben und verdarben massenhaft und entwickelten sich, von Ausnahmen abgesehen, so, daß es eine allgemeine Rede in Afrika geworden ist, daß der Gelbe die schlechten Eigenschaften der Weißen und Schwarzen geerbt habe. Ich ging draußen eines Abends mit einem anderen Europäer spazieren. Uns begegnete ein ziemlich großes, ganz nacktes Mulattenmädchen. Mein Freund streichelte es und sagte ganz traurig zu ihm: „Mein liebes Kind, wie gehen deine Eltern mit dir um.“ Und das war der Vater!

Das natürliche Verhältnis in der Kolonie heute ist das, daß der Weiße mit seinem Wissen und mit seiner Erziehung der Herr ist. Diese Stellung wird ihm auch in geordneten Verhältnissen gern zugestimmt, wenn er sich demgemäß benimmt.

Im Vorhergehenden habe ich versucht, ein Bild davon zu geben, wie kümmerlich unsere Eingeborenen lebten, ehe die Weißen kamen. Wie sie als Jäger, Fischer und Ackerbauer in kleinen Dorfgemeinschaften beieinander saßen, in beständigem Kampfe mit den Nachbarn. Sie ernteten nur so viel, wie sie für sich nötig hatten, da es ihnen an Absatzmöglichkeit fehlte, und wenn dann noch die großen Sklavenjäger durch das Land zogen, die Dörfer verwüsteten, die Männer erschlugen und die Weiber und Kinder in die Sklaverei schleppten, dann zeigte sich die ganze Hülfslosigkeit der Neger. Dann kam die moderne europäische Regierung, zerschlug mit Gewalt die großen Reiche der Könige, die trotz aller

7*

Ermahnungen ihre Beutezüge nicht aufgeben wollten, und machte die Sklavenjäger unschädlich. Sie schaffte Ruhe und Sicherheit, bestrafte die Missetäter, die früher so oft die Herrschenden waren, richtete eine geordnete Verwaltung ein, baute Wege und Eisenbahnen und gab auf diese Weise den Eingeborenen die Möglichkeit, ihre Produkte an den Markt zu bringen, sich durch ihrer Hände Arbeit ein besseres Dasein zu verschaffen als früher und oft zu einem gewissen Wohlstande zu gelangen. Um aller dieser dem Neger gebrachten Vorteile willen ist es nicht mehr als recht und billig, daß der Weiße in Afrika eine bevorzugte Stellung einnimmt.

Wenn aber so der Neger den Europäern, wenigstens den germanischen Völkern und Franzosen, sehr viel zu danken hat, dann darf man ihn doch nicht, wenn er heute noch nicht so leistungsfähig ist wie wir, deswegen an sich für minderwertig ansehen oder behandeln. Wir wissen heute noch gar nicht, was in wenigen Generationen aus dem Neger zu machen ist. Das Geschlecht, das heute heranwächst, ist schon ein ganz anderes, als das, welches wir antrafen, da wir zuerst unsere Kolonien besetzten, und was wir bis heute von unseren Negern gesehen haben, zeigt deutlich, daß sie wohl den Wert der Arbeit und des Geldes zu schätzen wissen, und daß sie fleißige und tüchtige Ackerbauer sind, die uns die Rohstoffe für unsere Industrie liefern.

Es hat mich außerordentlich interessiert zu sehen, wie sich seit der Erwerbung unserer Kolonien das Verhältnis zwischen den Weißen und den Schwarzen geändert hat. Früher, so lange eine europäische Re-

gierung fehlte, war es ein ganz anderes. Die Weißen befanden sich nicht nur absolut in der Hand der großen Könige, sondern auch jeder kleine Häuptling versuchte aus den Europäern herauszuholen, was möglich war. Ich erinnere mich z. B., daß der Häuptling von Klein Popo mir eines Morgens etwa 20 Mann in die Faktorei sandte, die Leute hätten nichts zu essen und sollten bei mir arbeiten. Ich sagte ihnen, ich hätte keine Arbeit für sie und sandte sie weg. Bald kam aber einer meiner Angestellten und berichtete, die Leute holten ein Boot unter dem Schuppen hervor, um doch zu arbeiten. Als ich hinauslief, hatten sie das Boot bereits ganz nahe an den Strand gerollt und waren trotz energischer Aufforderungen nicht zu bewegen, es zurückzubringen, bis ich meinen Revolver kommen ließ und sie damit bedrohte. Ähnliche Vorkommnisse waren sehr häufig, und beständig hatte man Auseinandersetzungen mit den Häuptlingen über die Höhe der Zölle oder Ausfuhrvergütungen. Deshalb hielten sich die Faktoreien einflußreiche Männer aus angesehenen Familien, die als Vertrauensleute dienten und das Interesse ihrer Herren vertraten. Sie waren des Tags über im Geschäft tätig, blieben über Tag da, und es war z. B. in Klein Popo allgemein Sitte, daß diese Schwarzen an den Mahlzeiten der Weißen teilnahmen, ebenso wie die Weißen bei allen größeren Festen der Schwarzen nicht fehlen durften. Nur sehr wenige dieser Alten sind noch am Leben, mit denen es natürlich beim alten Verhältnis geblieben ist, während mit dem jüngeren Nachwuchs das Verhältnis ein anderes wurde. Als die Regierungen kamen und

eine geregelte Verwaltung einführen, bedurfte man dieser Vertrauensleute nicht mehr, da die Häuptlinge aufgehört hatten eine Rolle zu spielen, und ein persönlicher und gesellschaftlicher Verkehr hat eigentlich ganz aufgehört. Das ist auch nur natürlich, denn im allgemeinen geht heute eine viel bessere Klasse von Deutschen hinaus als früher, und die Schwarzen haben sich im Durchschnitt nicht so weiter entwickelt, daß nicht bei den allermeisten doch immer noch in gesellschaftlicher Beziehung viel zu wünschen bliebe.

Aber im allgemeinen geht man heute in dieser Beziehung doch viel zu weit. Man hört oft genug, merkwürdiger Weise fast immer von Leuten, die anstandslos mit schwarzen Weibern verkehren: „Ich würde doch nie mit einem Schwarzen zusammen essen.“ Das hat derjenige, der keine Lust dazu hat, ja auch gar nicht nötig, aber diese Redewendung meint, ich will mit den Schwarzen überhaupt nichts oder möglichst wenig zu tun haben, und es gibt Weiße genug, die sich nur auf den absolut notwendigen, geschäftlichen Verkehr beschränken.

In Togo ist das Verhältnis zwischen weiß und schwarz in den Kolonien wohl das angenehmste. Die Schwarzen sind meistens sehr höflich und werden im allgemeinen gut behandelt. In Kamerun und Südwest dagegen behandelt man die Schwarzen nach dem, was ich gesehen habe, mit ausgesuchter Unhöflichkeit, die jedem, der ohne Vorurteil in das Land kommt, sofort auffallen muß. Wenn der Schwarze noch so höflich und demütig grüßt, bekommt er keine Antwort. Man läßt ihn möglichst lange stehen,

ehe man fragt, was er will, und daß man ihm einen Stuhl anböte, wenn man mit ihm verhandelt, kommt auch wohl selten genug vor. Das ist eigentlich sehr erstaunlich, denn bei uns zu Hause benimmt sich der Mann, je feiner und gebildeter er ist, je höher er steht, desto angenehmer und liebenswürdiger, und wir betrachten denjenigen doch eigentlich etwas als Plebejer, der seine Untergebenen oder unter ihm stehenden Leute rücksichtslos und anmaßend behandelt. Dies Gefühl ist aber in den Kolonien offenbar nicht vorhanden. Man scheint allgemein anzunehmen, daß es sich so gehört, hat es nie anders gesehen und kennt es offenbar nicht anders. Dieses Vorgehen zeitigt aber keine guten Früchte. Ich habe nirgends in Afrika Neger gesehen, die einen Europäer so herausfordernd und frech ansahen, ohne den Hut abzunehmen, wie viele Eingeborenen in Duala, während es doch in Togo allgemein üblich ist, daß der Schwarze den Weißen grüßt.

Ein Herr, der früher in unserem Geschäft war und jetzt der Leiter eines großen Betriebes draußen ist, der oft von Europäern besichtigt wird, erzählte mir, er sei es von uns her gewohnt gewesen, daß die Neger angehalten würden, sehr höflich gegen die Europäer zu sein und habe ihnen befohlen, jeden Weißen, der ihn besuche, sehr zuvorkommend zu grüßen. Sie hätten das auch immer getan, aber von 10 Europäern habe noch nicht einer gedankt, und er habe jetzt seinen Leuten gesagt, sie brauchten überhaupt nicht mehr zu grüßen.

Und dann das unglückliche „Du“ nennen. Allgemein wird der Schwarze „Du“ genannt, der Gebildete

und der Ungebildete, der Alte und der Junge. Auf mich machte es immer den denkbar schlechtesten Eindruck, wenn ich einen 18- oder 20jährigen jungen Weißen einen alten, grauen Neger in gehobener Stellung und in guten materiellen Verhältnissen „Du“ nennen hörte, und ich habe dieses meinen Leuten auch einfach verboten. Der gebildete Neger empfindet dieses „Du“ nennen genau so wie wir, wo es nicht so wie in Südwest ist, daß der Mann auch seinen Herrn Du nennt, weil er es nicht anders kennt. Das ist wohl der Hauptgrund, weshalb wir mit der deutschen Sprache in unseren Kolonien so wenig vorankommen.

Auf unseren Reisen in Togo sagten meine Herren mir oft genug, der oder der spricht nur englisch. Wenn ich dann aber die Leute meiner Gewohnheit gemäß deutsch begrüßte und sie merkten, daß ich sie „Sie“ nannte, konnten sie auf einmal zur Verwunderung der Herren auch ganz gut deutsch reden. In der Beziehung sieht es in Kamerun einfach unglaublich aus. Als ich dort ankam, traf ich einen Angestellten, der sofort eine militärische Haltung annahm und stramm stand. Ich fragte ihn auf deutsch, ob er Soldat gewesen sei und seine Antwort lautete: „Excuse me, Sir, I only talk English“, und dabei hatte er 10 Jahre in der deutschen Schutztruppe gestanden! So ziemlich das einzige deutsche Wort, das ich in den 4 Wochen in Kamerun hörte, war die Rede eines deutschen Heizers oder Zugführers: „Warte du Aas, ich schlage dich tot“, aber nicht, weil er sich bemühte den Schwarzen die deutsche Sprache beizubringen, sondern weil er diesen schwerwiegenden Satz in dem

schauderhaften pigeon Englisch, in dem er begonnen hatte, nicht zustande brachte. — Inzwischen hat Herr Geheimrat Meyer, als stellvertretender Gouverneur, bereits in einem Erlaß gefordert, daß die Beamten sich mehr der deutschen Sprache befleißigen sollten.

Wer aber viel in anderen Kolonien verkehrt hat, muß dieses Verhältnis außerordentlich bedauern, denn er sieht, welchen Einfluß die Sprache auf die Neger ausübt. In den englischen und französischen Kolonien, wo die Schwarzen die Sprache des herrschenden Volkes reden und teilweise mit den Leuten anderer Stämme sich dieser Sprache als Umgangssprache bedienen, merkt man ordentlich, wie die Eingeborenen sich als Engländer und Franzosen fühlen und stolz darauf sind, ihre Sprache zu beherrschen.

Und dann das Hauen! Ich bin gewiß kein Feind der Prügelstrafe für alle Verbrechen, die eine wirkliche Gemeinheit in sich schließen, aber dieses ewige Hauen um Kleinigkeiten, wie es in Kamerun Sitte ist, ist gewiß nicht das Richtige und verdirbt den Charakter der Leute. Einer unserer Verkäufer, ein Togoneger, fehlte des Morgens im Geschäft. Ich sandte nach ihm, aber die Nachricht kam zurück, er sei die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen, er sei vielleicht auf der Polizei. Dort wurde uns der Bescheid, daß er in der Nacht verhaftet sei, weil er entgegen der Vorschrift ohne Laterne auf der Straße betroffen sei, er müsse dableiben, um um 8 Uhr seine Prügel zu erhalten. Ich sandte dann einen Weißen hinüber, um sagen zu lassen, ich könne mich nicht darauf einlassen, daß er geschlagen würde, sie möchten ihn zu einer Geldstrafe verurteilen, und er

kam dann mit Zahlung einer Strafe von 5 Mk. davon. Mit einem höheren Beamten, der früher in Südwest gewesen war, sprach ich über das viele Schlagen, und er sagte mir, man behaupte immer, daß Südwest die Kolonie sei, in der so viel gehauen werde, das sei aber gar nicht der Fall, in Kamerun sei es viel schlimmer. So ist es jedenfalls verkehrt und der Erziehung der Neger nicht entsprechend. Prügel sollte nur bei schweren Verbrechen auf richterliches Urteil hin verabreicht werden.

Wie aus dem Vorstehenden hervorgeht, bleibt in unseren Kolonien, wenn sich auch manches gebessert hat, sehr viel zu wünschen übrig, und deshalb wundert es mich, daß man jetzt schon regierungsseitig mit einer großen Dezentralisation vorgeht und den Kaufleuten anheim gibt, auch mehr zu dezentralisieren, d. h. die Entscheidungen nicht zu Hause, sondern in den Kolonien zu fällen. Für die Regierung ist eine solche Dezentralisation natürlich sehr angenehm, denn die Gouverneure werden schwerlich einschneidende Änderungen vornehmen, ohne sich zu vergewissern, daß die Zentraleitung einverstanden ist. Berlin hat nicht mehr die Entscheidung zu treffen, die fällt in das Ressort des Gouverneurs. Es will Vorschläge machen, will Wünsche befürworten, kann aber keine positive Zusage geben. Auch ist die Stellung der Regierung dem Reichstag gegenüber auf solche Weise natürlich eine viel freiere, und ich wundere mich, daß unsere Reichsboten einer solchen so bereitwillig zugestimmt haben.

Für die wirtschaftlichen Unternehmungen ist aber eine solche Dezentralisation jetzt schon eine ganze

Unmöglichkeit, besonders in den tropischen Kolonien. Die tüchtigsten Leute bleiben, abgesehen von Ausnahmen, nicht ungezählte Jahre in den Tropen. Als ganz junge Leute kommen die Europäer gewöhnlich heraus und haben bei guten Leistungen nach einiger Zeit so viel verdient, daß sie sich selbständig machen können oder in die heimische Leitung eintreten. Dadurch entstehen nun häufig Schwierigkeiten, indem die Angestellten der Firmen im Gouvernementsrat Beschlüsse fassen, die den Chefs oder Vorständen der Gesellschaften durchaus nicht passen. Der einzig richtige Vorschlag ist der des Herrn Oloff, daß man in Berlin für jede Kolonie einen Beirat gründe, in dem die Leiter der größeren Unternehmungen, die heute fast sämtlich zur Inspektion alle paar Jahre nach Afrika reisen und die Verhältnisse genau kennen, mit vertreten sind, denn der heutige wirtschaftliche Beirat dürfte kaum das Richtige sein, da die meisten Mitglieder desselben die Kolonien nie gesehen haben.

Deshalb ist auch der Ruf nach Selbstverwaltung aus den Kolonien und aus dem Reichstag gar nicht zu verstehen. Aus den oben angeführten Gründen sind unsere Kolonien für eine selbständige Verwaltung noch viel zu unreif, und für die Eingeborenen besonders wäre es ein Unglück, wenn die Interessenten die Regelung der Verwaltung draußen in die Hände bekämen.

Es liegt natürlich im gegenseitigen Interesse, daß das heutige Verhältnis, wo der Weiße der Führende und Maßgebende ist, möglichst lange so bleibt; denn die Negerrepublik Liberia beweist uns, daß die Neger



noch lange nicht imstande sind, selbständig ein Land zu verwalten. Liberia würde heute das reichste Land Afrikas sein, wenn es von England, Deutschland oder Frankreich in Verwaltung genommen würde. Bei der Selbstregierung der Neger befindet sich Liberia noch in demselben Zustande wie die deutschen Kolonien bei ihrer Besitzergreifung. Ebenso sind die Neger im allgemeinen noch nicht imstande, selbstständig Geschäfte zu leiten, und so oft der Versuch gemacht wurde, sind wir selbst immer dabei schlecht gefahren. Dagegen leisten die Neger heute schon etwas ganz Ausgezeichnetes, wenn sie nur unter europäischer Kontrolle stehen. Es gibt schwarze Kaufleute genug, die unter solcher Oberleitung großen Geschäften mit großen Kapitalien selbständig vorstehen, ganz außerordentlich fleißig und zuverlässig sind und fortlaufend gut verdienen.

Soll aber das gegenseitige Verhältnis so auf die Dauer bleiben können, dann sind zwei Bedingungen dafür unerlässlich. Erstens muß der Europäer sich des Herrschens würdig zeigen. In dieser Beziehung ist manches ja schon viel besser geworden, als es war, aber es bleibt doch noch sehr viel zu wünschen übrig. Früher, nachdem wir unsere Bewaffnung so verbessert hatten, sah sich der Weiße schon infolge seiner Farbe als der unbeschränkte Herr an, der sich alles erlauben konnte und auch alles erlaubte. Heute geht im allgemeinen eine bessere Klasse Menschen hinaus, und besonders kann man von unseren deutschen Beamten wohl sagen, daß sie sehr gewissenhaft ihre Pflicht tun und etwas sehr Tüchtiges leisten; aber es kommen, im Busch besonders, mas-

senhaft Sachen vor, die nicht in der Ordnung sind. Bezeichnend für die Verhältnisse ist es, daß gerade unsere besten Beamten so vielen Streit mit den sogenannten Ansiedlern haben, die sich nicht mehr so rücksichtslos benehmen dürfen, wie früher, sondern jetzt dazu angehalten werden, ihre Leute richtig zu behandeln und zu bezahlen.

Wir sprechen nur hier von den tropischen Kolonien, und dahin gehören nach meiner Meinung nur Weiße, die wenigstens die Hoffnung haben können, in verhältnismäßig kurzer Zeit mit Fleiß und Ausdauer gut voranzukommen. Der junge Kaufmann, der gleich von Anfang an bei einigermaßen solidem Leben sich Ersparnisse machen, zu besseren Stellungen kommen und sich schließlich einmal selbst etablieren kann, hat alle Veranlassung dorthin zu gehen. Nicht aber der Handwerker oder Kleinbauer oder Leute ohne nennenswertes Kapital, die in dem immerhin nicht gesunden Klima auf ihrer Hände Arbeit angewiesen sind. Diese Leute leben dort viel schlechter als zu Hause, und ich höre dennoch nicht, daß sie trotz aller Anstrengung dort gut vorangekommen wären. Man hört nur von ganz vereinzelten Ausnahmen, die wohl meistens in der Kautschukgründerperiode ihre Anlagen teilweise zu ganz unsinnigen Preisen an andere Leute oder Konsortien abstoßen konnten, die nun statt ihrer schweres Geld verlieren müssen. Jede unrentable Unternehmung ist aber ein Unglück für unsere Kolonien, denn sowie ein Mann in Schwierigkeiten sitzt, soll die Regierung helfen, und wenn sie das nicht tut oder kann oder will, dann schimpft man auf sie und läßt kein gutes Haar an ihr.

Auf dem letzten Kolonialkongreß ist ausführlich darüber gesprochen worden, ob es nicht richtig sei, eigene Gesetze für die Kolonien zu machen, auch für die Weißen, da unsere Verhältnisse nicht ohne weiteres auf die Tropen zu übertragen seien. Unter diesen Vorschlägen befinden sich auch solche, daß man gewisse Vergehen und Verbrechen von Weißen, an den Eingeborenen begangen, wie z. B. Betrug oder solche, die der Sonderstellung der Weißen schädlich sind, z. B. öffentliche, sinnlose Betrunketheit, ganz besonders streng bestrafen solle. In einem Vortrag wurde erzählt, daß die Neger zwei Ausdrücke für Kaufen hätten, für das einfache gewöhnliche Kaufen und das Kaufen mit Gewalt. Im Osten fände letzteres hauptsächlich beim Viehhandel, im Westen beim Kautschukhandel statt. Dies bringe oft genug große Erbitterungen unter den Eingeborenen hervor, und es wurde sehr auf energische Bestrafung gedrungen. Ich bin kein Jurist; aber mein Laienverstand sagt mir eigentlich, daß wir allmählich unsere Eingeborenen an unser deutsches Recht gewöhnen sollen. Wenn man aber vorübergehend ein eigenes Kolonialrecht schaffen will, dann habe ich persönlich nichts dagegen, solche Verordnungen einzuführen, die für die Stellung der Weißen als solcher nur vorteilhaft sein können.

Tatsache ist ja aber zweitens, daß die Eingeborenen der schwächere Teil sind, und deshalb müssen für sie, wie Dr. Bollmann s. Z. in seinem Gutachten schon ausführte, genügend Kautelen geschaffen werden, daß sie vor unberechtigter Ausbeutung bewahrt werden. Deshalb muß man die Forderung aufstellen, daß den

Eingeborenen unter allen Umständen ihre persönliche Freiheit bewahrt wird. Unter persönlicher Freiheit verstehe ich, daß man dem Neger, solange er sich den Gesetzen fügt, keine anderen persönlichen Leistungen zumutet, als einem Staatsbürger hier. Daß die Neger Steuern und Zölle bezahlen, ist ganz in der Ordnung, und ich gehe sogar so weit, daß ich es für richtig halte, daß unsere Kolonien uns später bei weiterer kultureller Erschließung die jetzigen Reichszuschüsse zurückvergüten sollen, die heute zu ihrer Entwicklung noch notwendig sind. Ich halte es gar nicht für unmöglich, daß Exzellenz Dernburgs Prophezeiung in Erfüllung geht, daß die Kolonien, von denen hier die Rede ist, nach dreißigjähriger Zugehörigkeit zum Deutschen Reich keines Zuschusses mehr bedürfen werden.

Die Leistungen, zu denen die Neger herangezogen werden sollen, müssen entweder in der Erhebung von Zöllen auf die importierten Waren oder in Barsteuern bestehen. Prinzipiell sollte man aber sagen, daß die letzteren nur dann eingeführt werden dürfen, nachdem durch Maßnahmen der Regierung die Eingeborenen die Möglichkeit erhalten haben, sich durch ihrer Hände Arbeit Geld zu verdienen. Steuerarbeiten, bei denen die Leute anstatt zu Barzahlungen zu Arbeitsleistungen für eine Woche, 10 oder 12 Tage herangezogen werden, sind nicht zu empfehlen. Es kommt zu viel Ungerechtigkeit dabei vor, und die Leute werden durch die beaufsichtigenden schwarzen Soldaten oder Beamten oft so schlecht behandelt, daß viel Erbitterung dadurch entsteht. Solche Steuerarbeit ist nur da berechtigt, wo eine Barsteuer einge-

führt ist, und einzelne erklären, sie nicht bezahlen zu können. Ebenso verkehrt ist es, den Leuten ihre Landeserzeugnisse oder Vieh wegzunehmen, mit denen die Regierung ebensowenig etwas anfangen kann wie die Eingeborenen selbst; und oft genug ist es vorgekommen, daß man den Leuten die Produkte zurückgeben mußte, oder sie nutzlos in den Lagerräumen verderben ließ.

Und die Chance, Geld zu verdienen, nutzt der Neger ganz von selbst erstaunlich aus. Er arbeitet gerne, wenn er nur den genügenden Lohn für seine Arbeit findet. Hier nur wenige Beispiele. — Vor 25 Jahren wurde in Hamburg noch kein Sack Kakao von Westafrika importiert; im Jahre 1898 waren es 42669 Sack, 1907 203300 Sack und heute importiert Hamburg ungefähr ebensoviel Kakao von dort, wie aus der ganzen übrigen Welt zusammengenommen. Die Palmkernausfuhr aus Westafrika nach Hamburg stieg vom Jahre 1900 von 131954 tons auf 280121 tons im Jahre 1911, welche einen Wert von über 100 Millionen Mark darstellen.

Das kleine Togogebiet, an der Küste nur 56 km breit, brachte im Jahre 1908 über 3 Millionen Mark Mais zur Ausfuhr und würde regelmäßig große Quantitäten liefern können, wenn die Witterungsverhältnisse nicht oft so ungünstig wären, und Senegambien exportiert jährlich für 40 Millionen Mark Erdnüsse. Alles die freie Arbeit der freien Neger, zu deren Erzeugung kein Pfennig europäischen Kapitals notwendig ist. Nur unter dem nach Hamburg importierten Kakao findet man ein kleines Quantum von den Kamerunplantagen.

Es hat mich nicht gereut, auf meiner letzten Reise 8 Tage einem Besuch der Goldküste geopfert zu haben, denn nur wer selbst das Land bereist hat, kann sich einen Begriff von der Bedeutung der Eingeborenenkulturen dort machen. Wir fuhren von Accra mit der Bahn nach dem damaligen Endpunkt Pankro und gingen dort 3 Tage lang durch das Kakaogebiet. Der breite Weg, der jetzt zu einer Automobilstraße ausgebaut wurde, führte mehr oder weniger steigend und sich senkend zwischen den ziemlich hohen Bergen ununterbrochen durch die herrlichsten Kakaopflanzungen hindurch. Sie zogen sich, so weit das Auge reichte, von der Straße die Abhänge hinauf bis nahe zur Spitze, auf denen der alte Busch stehen geblieben war. Das Wandern in den Kakaodistrikten ist wunderschön und erinnert an einen Spaziergang im deutschen Buchenwald, nur daß das Laubdach niedriger ist, etwa 2–3 m hoch. Die ausgewachsenen Bäume bilden ein dichtes Schattendach, durch das kaum ein vereinzelter Sonnenstrahl bricht. Der Boden ist vollständig rein, nicht ein Grashalm ist dort zu finden, und nur die dürren Blätter rascheln unter unseren Füßen in der trockenen Zeit wie bei uns im Wald. Der Kakaobaum bildet einen geraden Stamm ohne Zweige, an dem die meisten Früchte sitzen, die ohne jede Mühe zu ernten sind. Man bekommt dort so recht einen Begriff davon, warum die Kakaokultur, wo sie den klimatischen Verhältnissen entspricht, die Lieblingskultur der Neger geworden ist. Nur in den ersten 3–4 Jahren erfordert die Pflanzung wirkliche Arbeit, indem das Land 2–4 mal gereinigt werden

8 Viator, Entwicklung unserer Schutzgebiete.

muß. Nachher bleibt eigentlich nur noch die wenig beschwerliche Arbeit des Erntens. Die Früchte werden gesammelt, aufgeschlagen, die Bohnen 8 Tage fermentiert, und die Ware ist damit für den Verkauf fertig gestellt. Seitdem die Neger erkannt haben, wie wenig beschwerlich und gleichzeitig wie lukrativ diese Kultur ist, werden jährlich ganz riesenhafte Länderstrecken neu bepflanzt, und die Ausfuhr steigt fortlaufend enorm. Im Jahre 1912 betrug sie über 40 Millionen Mark und man rechnet im Jahre 1913 auf annähernd 50 Millionen.

Ein Jammer ist es, daß man so lange die Kakao-kultur der Eingeborenen in Togo und Kamerun nach aller Möglichkeit erschwert hat. In Togo, weil man die Abholzung der spärlichen Wälder fürchtete; in Kamerun, weil man nach damaliger Kolonialanschauung den Plantagen keine Konkurrenz machen wollte. Die Regierung hat aber lange die Wichtigkeit der Eingeborenenkultur erkannt und fördert sie jetzt durch Hinaussendung zahlreicher wirtschaftlicher Sachverständiger. Nach dem, was ich draußen gesehen habe, sind die Bemühungen der Regierung, die Schwarzen zu tüchtigen Bauern zu erziehen, von sehr gutem Erfolg begleitet, und nach Aussage eines solchen Sachverständigen soll es nur noch eine Frage weniger Jahre sein, daß die Eingeborenen mehr Kakao zur Ausfuhr bringen als die Plantagen, und dabei war das Verhältnis 1912 4541 tons Plantagenkakao gegen 715 tons Eingeborenenkakao.

Das sind überraschend schnelle Erfolge, die durch die Erschließung der Länder erzielt worden sind, und im Angesicht dieser Tatsachen ist dann auch das

Geschrei für einen Arbeitszwang für den Neger, der vor 10 Jahren noch ganz allgemein war, immer mehr verstummt.

Nur eine hohe Säule zeugt von verschwundener Pracht. Das ist Herr Dr. Rohrbach, früher Dozent an der Handelshochschule in Berlin, der im Gegensatz zu der heute im allgemeinen, recht vernünftigen Anschauung deutscher Kolonialliteratur die Anschauung von der Inferiorität des Negers vertritt, die er vor allen Dingen damit begründet, – was meines Wissens den geschichtlichen Tatsachen widerspricht – daß der Schwarze sich in der Sklaverei massenhaft fortgepflanzt hätte, der Weiße aber nicht. Weil er die Schwarzen für minderwertig hält, tritt er für einen Arbeitszwang, wenn auch für einen in humaner und erzieherischer Form, ein. Wer aber afrikanische Verhältnisse kennt, weiß, daß dieser Zwang dann in der Praxis Kongoverhältnisse schafft, die wir auf keinen Fall haben wollen. Ist seine Beweisführung nicht unbegreiflich, wenn er in seinem neuesten Buch in dem Kapitel „Kolonialpolitische Grundfragen“ wörtlich schreibt: „Es wird kaum jemand behaupten wollen, daß man einen Häuptlingssohn aus Ruanda oder Togo nur nach Europa zu bringen brauche, um ihn je nach seiner Begabung zu einem Feldherrn, einem Staatsmann, einem Theologen oder einem großen Erfinder im Reiche der Technik zu machen.“ Die Schwäche dieser wirklich urkomischen Begründung, als wenn bei uns die großen Erfinder, Feldherren und Staatsmänner nur so auf der Straße herumliegen, verdeckt er dann mit der geschmackvollen Behauptung, daß nur Mangel an Anschauung, Kurz-

8*

sichtigkeit oder vorgefaßte Meinung sein Eintreten für den Arbeitszwang bestreiten könne.

Diese Entgleisung ist um so erstaunlicher, als er in den späteren Artikeln über Kamerun und Togo durchaus richtige und zeitgemäße Ideen entwickelt, und mit großer Energie für die Volkskulturen dort eintritt, gegen die die Pflanzungsunternehmungen heute schon ganz zurücktreten. In Wirklichkeit liegt es ja auch so, daß nur die Volkskultur eine solche Bedeutung gewinnen kann, daß sie wirklich imstande ist, unseren jährlich so enorm steigenden Bedarf an Rohmaterialien für unsere Industrie und für unseren Konsum zu einem beträchtlichen Teil zu liefern.

Man kommt deshalb auch immer mehr von der Gründung großer Pflanzungsgesellschaften ab, da dieselben sich selten gut bezahlen, und mancher Deutsche würde wohl sehr vergnügt sein, wenn er sein sauer verdientes Geld in anderen Unternehmungen als im Plantagenbau angelegt hätte. Ich habe das von der Heydtsche Handbuch noch einmal ganz daraufhin durchgesehen, was für Dividenden die Gesellschaften bezahlt haben, und ich finde ein ganz trauriges Resultat. Manche haben die ganze Zeit ihres Bestehens keine Dividende gegeben, andere kleine und unregelmäßig. Nur einmal haben die Pflanzer Glück gehabt, als vor einigen Jahren die große Gummihause einsetzte und Kautschuk von 3–4 Mark auf 10–12 Mark das Pfund stieg und die alten Gummiplantagen in Hinterindien bis zu 300 Prozent Dividende bezahlen konnten. Da entstand in London ein wahres Gummifieber. Unterhändler kauften zu enormen Preisen alle Plantagen auf, deren sie habhaft

werden konnten, um sie mit großem Gründergewinn in englische Gesellschaften zu verwandeln. Auch Ostafrika hatte Anteil an diesem Goldregen, denn wie ich aus dem von der Heydtschen Handbuch ausgezogen habe, sind damals eine ganze Reihe sich nicht bezahlender Plantagen, die heute ein Kapital von 17 Millionen repräsentieren, in englische Hände übergegangen. Die deutschen Gründer, die vielfach aus patriotischen Rücksichten sich an solchen Unternehmungen beteiligt hatten, sind auf solche Weise doch wenigstens wieder zu ihrem Gelde gekommen, während die heutigen Besitzer der Aktien schweres Geld daran verlieren werden. Die Ernüchterung ist aber inzwischen so groß geworden, daß man von neuen großen Gründungen fast nichts hört, denn trotz dieses großen Glücksfalles waren die Verluste der vorhergegangenen Jahre oft so große gewesen, daß an diesen teuren Verkäufen doch fast nichts verdient ist.

Es leuchtet ja auch leicht ein, daß diese Wirtschaftsform eine ungeeignete ist. Eine Plantage hat fortlaufend große Unkosten, die gar nicht zu umgehen sind. Sie hat außer den Verwaltungskosten zu Hause, Plantagenleiter, Aufsichtsbeamte und Arbeiter fortlaufend zu lohnen und zu verpflegen, sie hat Wohnräume für die Weißen und Schwarzen, sowie kostspielige Anlagen für die Erntebereitung zu beschaffen, die fortlaufend ergänzt und in Stand gehalten sein wollen. Und diese Kosten laufen Jahr für Jahr weiter, einerlei ob die Ernte klein oder groß, ob es ein regenreiches oder trockenes Jahr ist, ob Schädlinge die Pflänzlinge heimsuchen oder Krankheiten sie zerstören, und die Kosten laufen weiter, einerlei ob auf dem Weltmarkt

die Preise hoch oder niedrig sind. Augenblicklich befinden sich z. B. die sämtlichen Gummiplantagen in Folge der so gefallenen Preise wieder in einer ziemlich hoffnungslosen Lage, so daß die ostafrikanischen Pflanzer bereits von der Regierung 2¹/₂ Millionen Mark fordern, um über die heutige Krisis hinwegzukommen. Wie riskant sind doch solche Unternehmungen! Vor 3 Jahren sah man die Kautschukplantagen als eine der vorteilhaftesten Kapitalanlagen an!

Im Anfang unserer Kolonialpolitik hatte ich natürlich auch dieselbe Anschauung wie alle anderen Leute und sah das ganze Heil unserer Schutzgebiete im Plantagenbau. Ich begann mit großen Kaffeepflanzungen und erinnere mich sehr wohl noch, daß ich eines Tages meinen Herren, als die Plantage prächtig blühte und gedieh, sagte, die Pflanzung solle die Grundlage unseres Geschäftes sein. Kaufmännische Geschäfte seien ungewiß und hätten gute und schlechte Jahre, aber eine Plantage bringe doch jährlich ihre Frucht und werde sich jährlich bezahlen. Aber Anfang der 90er Jahre war die große Kaffeebaisse; wir erzielten für unsere Ernten etwas über 20 Pfg. per Pfund, und soviel wir auch ernteten, die Gestehungskosten waren größer als der erzielte Gewinn. Ich engagierte dann einen akademisch gebildeten Landwirt, der bei Professor Wohltmann in Bonn tropische Agrikultur studiert hatte. Er war sehr rührig, machte die verschiedensten Versuche, aber immer wieder war es das gleiche Resultat, daß am Ende des Jahres die Unkosten den Erlös der Ernte nicht deckten, so daß ich nach einer Reihe von Jahren den Betrieb vernünftiger Weise ganz aufgab.

Der Eingeborene dagegen sitzt mit Weib und Kind auf seiner eigenen Bauernstelle, baut seinen Bedarf an Nahrungsmitteln, hält Hühner, Schweine und Kleinvieh und produziert an Ölfrüchten, Baumwolle, Mais etc. zum Verkauf soviel ihm wünschenswert oder notwendig erscheint. Die Produkte liefert er an den Weißen gegen Barzahlung ab, und erhält dafür den Weltmarktpreis abzüglich des ortsüblichen Gewinnes.

Sind die Preise seiner Produkte billiger geworden, oder hat er wenig geerntet, so bekommt der Neger für seine Erzeugnisse vielleicht weniger als er erwartet hat und wird im nächsten Jahre ein etwas größeres Gebiet bestellen. Sterben ihm aber von seinen Palmbeständen, Kakao- oder Kaffeebäumen ein Teil durch Schädlinge, Dürre oder Krankheit ab, dann pflanzt er dieselben nach und erleidet keine großen Verluste. Er verdient also immer mehr oder weniger, und ebenso geht es dem Weißen auch, der sich auf sein Handelsgeschäft beschränkt, wenn die gegenseitige Konkurrenz ihn nicht, wie es so oft geschieht, veranlaßt, unverständige Preise zu bezahlen.

Trotzdem können wir die Plantagen aber nicht ganz entbehren. Es gibt einige Kulturen, die der Neger nicht selbst bauen kann, z. B. den Sisalhanf, der im großen Maßstabe in Plantagenkultur in Ostafrika angebaut wird, und der gleichzeitig die besten Resultate von allen derartigen Unternehmungen bisher erzielt hat. Zur Herstellung von 1000 kg Sisalhanf bedarf es 25000 kg Blätter, und da der Preis für die Rohware natürlich nur sehr gering sein kann, bezahlt es sich für den Neger nicht, dieselben aus

größeren Entfernungen heranzuschleppen, während die Pflanzungen mit Hilfe ihrer Feldbahnen etc. sie billig zur Fabrik schaffen können. Dann hat man in Kamerun nach vielen mißlungenen Versuchen endlich mit Erfolg einen ganz feinen Decktabak gebaut, der der holländischen Ware nicht nachsteht. Dies günstige Resultat ist aber nur durch ganz schwierige, sehr sorgfältige Arbeit zu erreichen, so daß der Neger, der nicht so sorgfältig arbeitet, sie unmöglich allein machen kann, und dieses feine Produkt muß deshalb wie in Sumatra in europäischen Pflanzungen gezogen werden.

Ich spreche also durchaus nicht den Plantagen ihre Berechtigung überhaupt ab, einzelne derselben sind sogar wünschenswert, damit die Neger dort sehen, wie die Europäer ihr Land bearbeiten, aber ich spreche wohl gegen die Übertreibung, wie sie ganz zweifelsohne in Ostafrika und Kamerun stattfindet, indem so viele Pflanzungen angelegt, oder die bestehenden so vergrößert werden, daß die Arbeiter von weither aus dem ganzen Lande rekrutiert werden müssen und doch kaum genügen.

Diese Arbeiteranwerbungen haben sehr vieles gegen sich und sind nur deshalb notwendig, weil die Plantagen sich, wenigstens bis vor kurzem, weigerten, auch die Frauen und Kinder mit auf die Pflanzungen zu nehmen und dort so weit es geht anzusiedeln. Daß dies möglich und auch praktisch ist, beweist das Vorgehen der Tabakbau- und Pflanzungsgesellschaft Kamerun, die die Familien aufnimmt und damit gute Erfolge erzielte.

Und meiner Meinung nach hat die Regierung

einfach die Pflicht, hier ganz energisch durchzugreifen, denn das Unglück, das dadurch entsteht, daß auf den Pflanzungen hunderte und oft genug tausende von Männern ohne Familie zusammenleben, ist einfach furchtbar. Die wenigen, dort dann vorhandenen Weiber werden von allen Männern gebraucht und selbst krank, übertragen sie die Syphilis in entsetzlicher Weise. Dadurch wird die Fortpflanzungsfähigkeit der an sich sonst so fruchtbaren Neger vollständig untergraben. Herr Erzberger sagte in der Budgetkommission des Reichstages, daß es ihm bekannt sei, daß vielerwärts von 20 Frauen nur noch eine fähig sei ein Kind zu bekommen, und Dr. Paasche erzählte, daß seine Nachforschungen ergeben hätten, daß z. B. in der Nähe des Victoria Nyanza 90% der Bevölkerung Syphilis hätten, und ein Bezirksamtmanndraußen habe festgestellt, daß in einzelnen Distrikten auf die Familie noch nicht ein Kind käme. Daß sind schlimme Verhältnisse, die keinesfalls so weiterlaufen dürfen, wenn wir nicht selbst unsere Kolonien ruinieren wollen, und die vom Reichstag gestellte Forderung, daß von den Bezirksämtern Erhebungen über die Bevölkerungszahl, Kindersterblichkeit und Geburten gemacht werden sollten, ist vollständig gerechtfertigt. Ich habe schon vor 10 Jahren des öfteren im Kolonialrat gefordert, daß eine Statistik über die Sterblichkeit der Eingeborenen auf den Plantagen veröffentlicht werden solle. Das ist meines Wissens nie geschehen und doch auch so notwendig, da ich jetzt in Kamerun wieder hörte, daß auch heute noch die Sterblichkeit auf einigen Pflanzungen enorm ist, während sie sich im allgemeinen sehr gebessert hat.

Und damit kommen wir nun zu der Landfrage, in der im Anfang so viel gesündigt ist, indem man, wie ich vorhin ausführlich dargetan habe, ganze Königreiche um ein paar Millionen verschenkte, ohne auf die Eingeborenen irgend welche Rücksicht zu nehmen. Das ist inzwischen ganz anders geworden. Man hat erkannt, daß es nicht allein nützt, dem Neger seine persönliche Freiheit zu bewahren, sondern daß man ihm auch seinen Grund und Boden belassen muß, wenn man ihn zu einem nützlichen, zufriedenen Glied der menschlichen Gesellschaft erziehen will. Der Neger kannte ursprünglich den Begriff des Landverkaufs überhaupt noch nicht. Fast überall ist das Land Gemeindebesitz. Jeder kann ihn bebauen, der zu der Dorfgemeinschaft gehört oder der zuzieht, aber das Land fällt an die Gemeinde zurück, wenn der Mann stirbt oder verzieht.

Sehr interessant war es mir, als ich mein erstes Land kaufte. Die Leute machten ein entsetzlich dummes Gesicht, als ich ihnen meine Pläne auseinandersetzte. Sie sagten: „Du willst Land kaufen? Das kannst du doch gar nicht. Das Land ist hier, das kannst du doch nicht mitnehmen. Du kannst einen Sklaven, Vieh, Zeug kaufen, aber doch kein Land.“ Ich hatte große Mühe, den Leuten auseinanderzusetzen, daß ich das Land dort belassen, aber bebauen wolle, und daß es mir gehören müsse, damit mir nicht ein anderer dazwischen komme und es beanspruche. Aber gerade, weil den Leuten der Begriff des Landverkaufes fehlte, war es um so leichter, den Eingeborenen ihr Land um ein Billiges abzukaufen, denn sie waren offenbar unter dem Eindrucke, daß sie nicht

das Land selbst, sondern nur seinen Nießbrauch verkauften, und daß sie in Wirklichkeit Herren des Landes blieben.

Aber auch diese Zeiten sind vorbei. Unsere Regierung hat den Wert des Landes inzwischen richtig erkannt und durchaus nicht die Absicht, es weiter als ein sehr geeignetes Spekulationsobjekt benutzen zu lassen, sondern will die darin schlummernden Millionen oder Milliarden der Allgemeinheit reservieren. Sie will auch nicht mehr, daß der Eingeborene seines Landes beraubt wird und hat deshalb verfügt, daß Landverkäufe der Eingeborenen an Weiße durch die Regierung genehmigt werden müssen, und diese Genehmigung wird nur erteilt, wenn der Käufer ganz bestimmte Bedingungen erfüllt.

Dazu gibt uns auch unsere ausgezeichnete, koloniale Landesgesetzgebung die Handhabe. Die Allerhöchste Verordnung über die Schaffung, Besitzergreifung und Veräußerung von Kronland vom 15. Juni 1896 bestimmt im § 1, daß vorbehaltlich der Eigentumsansprüche oder sonstigen dinglichen Rechte, welche Private, juristische Personen, Häuptlinge oder unter den Eingeborenen bestehende Gemeinschaften nachweisen können, alles Land innerhalb der Schutzgebiete nach altem deutschen Recht als herrenloses Land, Kronland ist. Nach § 3 sind bei der Besitzergreifung in der Umgebung bestehender Niederlassungen von Eingeborenen Flächen vorzubehalten, deren Bebauung oder Nutzung den Unterhalt der Eingeborenen, auch mit Rücksicht auf künftige Bevölkerungszunahme sichert.

Die Ausführungsbestimmungen des Reichskanzlers

dazu vom 17. Oktbr. 1896 sind noch viel energischer. § 1 verordnet, daß behufs Sicherung wohlerworbener Rechte von Privatpersonen, insbesondere auch von Eingeborenen, gegen Beeinträchtigung, durch örtliche Besichtigung festgestellt werden muß, daß anderweitige Rechte nicht bestehen. § 2, daß den Ansprüchen der Eingeborenen möglichst Rechnung zu tragen ist. § 9, daß bei der Überlassung in der Regel die Bedingung zu stellen ist, daß das erworbene Land binnen einer nach den Umständen des Falles zu bemessenden Frist, in einem bestimmten Umfang urbar gemacht werden, bepflanzt, mit Wohnungseinrichtungen versehen oder sonst benutzt werden muß. Für den Fall der Nichteinhaltung der Bedingungen kann eine Konventionalstrafe bestimmt, auch der Rückfall des Landes ohne Entschädigung vorbehalten werden. Nur der Gouverneur kann ausnahmsweise von der Stellung solcher Bedingungen überhaupt absehen und hat jedenfalls laut § 13 die Pflicht festzustellen, ob nach der Veräußerung genügend Land für den Unterhalt der Eingeborenen verbleibt.

Das ist eine gesunde Landesgesetzgebung. Alle vorhandenen Rechte werden ganz und voll gewahrt, selbst die dinglichen Rechte, d. h. das Recht auf Jagd, Fischfang, Holzfällen, Sammeln von wilden Früchten und Kautschuk, wird den Eingeborenen belassen, soweit sie sie vor der Erklärung zu Kronland bereits besaßen, und nur das heute ganz unbenutzte, nicht gebrauchte Land, ist als herrenlos Kronland. Dieses Kronland gibt es in unseren Schutzgebieten nun bei der dünnen Bevölkerung unserer Kolonien ganz ungeheure Strecken, die später noch ein-

mal einen sehr großen Besitz des Deutschen Reiches oder der Kolonien darstellen werden. Die Regierung ist jedenfalls durch die aufklärende Arbeit der Bodenreformer veranlaßt, mit Bodenverkäufen sehr vorsichtig geworden und verhindert rücksichtslos heute jede unfruchtbare Bodenspekulation, indem sie so schwere Bedingungen auferlegt, daß kein Mensch heute mehr daran denken kann, dort Land zu kaufen, um wie früher, untätig die Entwicklung der Kolonien abzuwarten. Wie energisch die Regierung heute vorgeht, mag das folgende Beispiel zeigen. Auf ihre Veranlassung und auf ihr Drängen hin, haben wir etwa 100 km im Inneren an der Kamerun-Nordbahn eine Plantage gegründet, wo wir einen ganz feinen Decktabak ziehen, von dem ich vorher sprach, um dem heute so außerordentlich teuren und knappen Sumatra-Tabak Konkurrenz zu machen, dessen Import heute ausschließlich in holländischen Händen liegt.

Ogleich diese Unternehmung, wie gesagt, auf den besonderen Wunsch der Regierung von uns in Angriff genommen wurde, wollte sie uns doch das dazugehörige Land nur verpachten, und erst als sie sah, daß auf dieser Basis kein Geld zu bekommen war, erklärte sie sich bereit, uns bis zu 5000 Hektar zu verkaufen, wenn wir den Nachweis erbrächten, daß wir eine Gesellschaft mit 1¹/₂ Millionen Mark Kapital gegründet hätten. Bis dahin gibt sie uns das Land nur in Pacht und verkauft uns auch in Zukunft nur immer noch einmal so viel als wir in Kultur genommen haben.

Diesem Vorgehen der Regierung liegt ja ein ganz Teil bodenreformerischer Gedanken zu Grunde.

Das ist als ein großer Vorteil zu begrüßen, aber ganz durchgeführt sind unsere Ideen doch noch nicht, und das ist eigentlich sehr schade, denn niemals in der Welt werden wir eine bessere Chance bekommen als hier, im großen den Versuch zu machen, wie sich unsere Bodenpolitik in der Praxis bewährt. Wir wünschen einerseits, daß möglichst viel Land dem Reiche, dem Staate, der Kolonie oder der Allgemeinheit gehören und in ihrer Hand verbleiben soll. Andererseits wünschen wir aber nicht, daß das Land unbenutzt daliegt und nicht gebraucht wird. Deshalb scheint es mir noch richtiger zu sein, wenn die Regierung für wünschenswerte, oder von ihr gewünschte Unternehmungen das Land auf eine Reihe von Jahren, deren Zahl nach der Art der Unternehmung zu berechnen wäre, kostenlos zur Verfügung stellte und dann sich ausbedänge, eine kleine, durchaus billige Pacht dem Erfolg der Unternehmung entsprechend zu erheben, unter der Bedingung, daß dem Pächter das Land so lange belassen wird, wie er oder sein Nachfolger es in geordnetem Betriebe haben. Bei Besitzwechsel ließe sich dann ja über eine Änderung der Pacht reden. Will man die ganz gewiß so segensreich wirkende Bodenreform in unseren Kolonien aber allgemein einführen, dann muß man sich nur vor allen Dingen hüten, nicht aus dem Grund und Boden möglichst schnell eine große Einnahmequelle schaffen zu wollen. Das wird mit der steigenden Entwicklung ganz von selbst kommen. Wer heute sein Geld nach Afrika gibt, will dort besonders gut verdienen, und die ganze segensreiche Einrichtung wird zur Last und eine große Opposition finden, wenn die Unter-

nehmer sich dadurch bedrückt fühlen. In Togo, wo Graf Zech die Bodenreformgedanken noch schärfer durchgeführt hat, weist man den Firmen viel zu klein bemessene Grundstücke zu und nimmt an neu geschaffenen Plätzen, deren zukünftige Entwicklung man noch gar nicht absehen kann, auch zu viel Miete. Die Regierung sollte in den ersten Jahren ganz zufrieden sein, wenn die Firmen dort genügende Gebäude errichteten, und erst, wenn das Geschäft sich wirklich bezahlt macht, sollte man mit Mietzahlungen beginnen. Heute ist unbenutztes Land in solchem Maße vorhanden, daß man sich gestatten kann, den Interessenten gegenüber sehr koulant vorzugehen.

Aber das wird wohl nicht immer so bleiben, denn nicht nur des großen Gewinnes wegen sollte man das Kronland unveräußerlich erklären, sondern auch aus Rücksicht auf die Eingeborenen. Wie fruchtbar müssen die Neger gewesen sein, daß Afrika bei den Jahrhunderte fortgesetzten Sklavenjagden, bei denen ungezählte Millionen Neger fortgeschleppt wurden oder ihr Leben verloren, nicht ganz entvölkert ist. Jetzt ist Ruhe und Frieden eingekehrt, die Eingeborenen befinden sich in besserer Lebenslage und von seiten der deutschen Regierung geschieht alles, was nur möglich ist, um die ansteckenden Krankheiten, besonders Pocken, Syphilis, Lepra und Schlafkrankheit zu bekämpfen. Wir werden also mit einer bedeutenden und schnellen Vermehrung unserer Eingeborenen rechnen können, wenn die vorher erwähnten Mißstände nur schleunigst und energisch aus der Welt geräumt werden, und wissen heute noch gar nicht, wie schnell wir unser Kronland nötig haben

werden, um unsere Neger darauf ansiedeln zu können, denen die heimatliche Scholle keinen Lebensunterhalt mehr bieten kann. Es wäre ein großes Glück, wenn wir bald eine solche Verwendung für unser Kronland hätten, denn die kulturelle Entwicklung unserer Schutzgebiete würde ganz anders vor sich gehen, wenn es nicht überall an Arbeitskräften mangelte.

In Ostafrika klagen die Plantagen, in Südwestafrika die Diamantminen, in Kamerun die Kaufleute über Arbeiter- und Trägermangel. Die Löhne steigen infolge der gegenseitigen Konkurrenz fortgesetzt in solchem Maße, daß sie angeblich die ganze Rentabilität der Plantagenwirtschaften in Frage stellen. Die Diamantminen Südwestafrikas haben sogar in Erwägung gezogen, Arbeiter von Kamerun oder Togo nach Südwest einzuführen. Die Kaufleute wehren sich aber sehr energisch gegen diese Maßnahmen, da besonders in Kamerun durch die Bahnbauten viele Arbeitskräfte in Anspruch genommen werden, und die Kaufleute, wie schon erwähnt, kaum in der Lage sind, für ihre Niederlassungen im Innern Träger in genügender Anzahl zu finden. Der Arbeitermangel ist so empfindlich, daß die Kaufleute schon auf Mittel und Wege sinnen, um durch große Fabrikanlagen dem Neger die bisherige Bearbeitung seiner Ernten abzunehmen, so daß er nur die geernteten Palmfrüchte und Baumwolle, wie sie vom Felde kommen, den Kaufleuten verkauft, die dann das Auspressen des Öles, das Knacken der Palmkerne, das Entkernen der Baumwolle selbst übernehmen, womit früher die Leute den größten Teil ihrer Zeit hinbrachten. Auf solche Weise hoffen wir eine be-

deutende Vergrößerung unserer Ernten in unseren Schutzgebieten zu erreichen, da auf solche Weise die Eingeborenen dann zum Ackerbau bedeutend mehr Zeit bekommen als bisher.

Darum ist auch der Ruf nach mehr Kapital für unsere Kolonien so verkehrt wie möglich, und die immer wieder auftauchende Beschwerde, daß das Großkapital sich nicht genügend unserer Kolonien annähme, ist absolut ungerechtfertigt.

Auf dem letzten Kolonialkongreß hat ein Direktor Schacht von der Dresdener Bank einen ausführlichen Vortrag über die Kapitalbeschaffung für koloniale Unternehmungen gehalten, und in demselben einerseits auf das schärfste die Leichtfertigkeit verurteilt, mit der man gerade das unerfahrene Publikum durch schöne Prospekte für ungesunde Kolonialunternehmungen zu fangen suchte, und andererseits nachgewiesen, in wie großem Maßstabe sich das Großkapital besonders im ersten Jahrzehnt unserer Kolonialpolitik an den verschiedensten Unternehmungen beteiligt hat, um dann zu dem absolut richtigen Schluß zu kommen, daß für unsere Kolonien nicht in erster Linie Geld, sondern tüchtige Leute erforderlich seien, die das Geld richtig anwenden könnten. Das Großkapital würde sich leicht genug einstellen, wenn Sachkenntnis, Erfahrung, Vorsicht, Sparsamkeit und Lauterkeit verbürgt seien. Und damit hat der Vortragende den Nagel auf den Kopf getroffen. Geld ist außer für Bergwerksunternehmungen, bei denen das Risiko für den einzelnen zu groß ist und Großkapital sehr erwünscht erscheint, genug in unseren Kolonien vorhanden, – denn die Bahnen sollen staat-

9 Viotor, Entwicklung unserer Schutzgebiete.

lich sein, – um die zeitgemäßen Geschäfte intensiv und richtig betreiben zu können, und die Banken stellen den bewährten Firmen auch gerne genug den nötigen Kredit zur Verfügung. Ja in Wirklichkeit liegt es heute immer noch so, daß die in unseren Schutzgebieten ansässigen Firmen mehr Geld zur Verfügung haben, als sie zu rentablen Geschäften benötigen, was man daraus ersieht, daß ein großer Teil derselben sich nicht auf das deutsche Gebiet beschränkt, sondern auch in englischen und französischen Kolonien Niederlassungen begründet. Dies würde natürlich nicht geschehen, wenn die Entwicklung der Länder eine so rapide wäre, daß die vorhandenen Kapitalien vorteilhaft darin verwandt werden könnten. Das, was wir brauchen, ist eine stetige, ruhige, allmähliche Entwicklung, gleichzeitig fortschreitend mit der Erschließung der Länder, wie es heute im allgemeinen ja auch der Fall ist. Das Großkapital sowohl wie das Publikum ist durch die herben Verluste vorsichtig und mißtrauisch geworden, und es ist heute unendlich viel schwieriger als früher, Geld in großem Maßstabe für neue Unternehmungen zu beschaffen. Das deutsche Publikum und die deutschen Kolonien stehen sich gut dabei. Diese Gesundung wird auch wohl fortschreiten, denn in der Denkschrift 1911 schreibt die Regierung wörtlich: „In der Investierungsbewegung ist im Berichtsjahre ein gewisser Rückschritt eingetreten, hauptsächlich deshalb, weil im Laufe der letzten Jahre zu viele schlecht fundierte Kolonialunternehmungen finanziert worden sind. Nicht bloß von den sehr zahlreichen Diamantgesellschaften, sondern

auch von den vielen Pflanzungsgesellschaften der letzten Jahre ist eine große Anzahl wieder in Liquidation getreten, zum Teil unter beträchtlicher Schädigung der dafür gewonnenen Interessenten. Um solche Rückschläge in der an sich gesunden Entwicklung zur reichlicheren Kapitalinvestierung in den Schutzgebieten künftig zu verhindern, ist die Kolonialverwaltung im Benehmen mit den Schutzgebietsverwaltungen neuerdings der Frage nähergetreten, wie durch Prüfung des Gründungsvorganges oder auf andere Weise wenigstens den ärgsten Mißständen im kolonialen Gründungswesen entgegengearbeitet werden könnte.“

Interessant ist es doch, daß der neu gebildete wirtschaftliche Ausschuß sich außer mit einem Darlehen für Südwest zur Unterstützung der notleidenden Farmer, fast ausschließlich damit beschäftigt hat, wie ungesunde Gründungen in unseren Kolonien möglichst verhindert werden könnten.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich hier noch eines Übelstandes erwähnen, mit dem wir in unserer größten Kolonie, Ostafrika, zu kämpfen haben, und der meiner Meinung nach von unserer Regierung absolut falsch beurteilt wird. Das ist das Benehmen der Inder dort. Sie sind die Elemente gewesen, die den Arabern beim Aufstand 1888 allen Vorschub leisteten, und auch von demjenigen von 1905 behauptet man wenigstens, daß er zum großen Teil auf das blutsaugerische Gebaren der indischen Kaufleute zurückzuführen ist, während sie gleichzeitig dem jungen deutschen Kaufmann das Geschäft in der Kolonie fast unmöglich machen, da sie so an-

9*

spruchslos leben, und wo es notwendig ist, so billig arbeiten, daß der Weiße einfach nicht konkurrieren kann. Selbst so verständige Kolonialpolitiker, wie Exzellenz Dernburg und Gouverneur von Rechenberg halten die Inder dort noch heute für unentbehrlich, aber nur, weil sie fürchten, daß bei einem Verschwinden der Inder kleine weiße Hausierer an ihre Stelle treten würden, die noch viel mehr Unfug in unseren Kolonien anrichten könnten, als die Inder. Eine solche Lösung der Frage ist natürlich verkehrt. Ich habe vorher schon ausgeführt, daß meiner Meinung nach nur solche Leute in unsere tropischen Kolonien gehen sollten, die Aussicht hätten, dort voranzukommen. Deshalb passen weiße Hausierer und kleine Händler nicht dahin, aber wir haben in unserem Schutzgebiet jetzt schon Schüler genug, die nicht alle die Neigung und Begabung haben, in den Missionsdienst zu treten. Diese jungen Leute stehen, genau wie bei uns in Westafrika, den weißen Kaufleuten zur Verfügung, um sie als Lehrlinge, die eine richtige Lehrzeit wie bei uns zu Hause durchmachen müssen, einzustellen. Diese jungen Leute bleiben gewöhnlich als Angestellte bei uns, um später vielfach, wenn sie sich etwas Geld verdient haben, selbständige Händler zu werden. Geeignete Volksstämme, um die Inder zu ersetzen, gibt es auch dort genug, sie bedürfen nur der Schulung.

Auch gegen die Inder braucht man gar nicht gewaltsam vorzugehen. Man braucht nur ein Gesetz zu erlassen, daß sie, wie jeder Weiße, verpflichtet sein sollen, ordnungsmäßig Bücher zu führen, so daß sie kontrolliert werden können, was für Ge-

schäfte sie machen. Wenn heute ein verschuldeter Inder erklärt, daß er kein Geld zu bezahlen hat, so ist der Beweis, wo es geblieben ist, überhaupt nicht zu führen, und der Weiße verliert sein Geld; absolut ungesunde Verhältnisse, bei denen Betrug Tor und Tür geöffnet sind.

Wenn wir die moralische Verpflichtung der Regierung anerkennen, daß sie für die Eingeborenen in einem verständigen Grade zu sorgen hat, dann müssen wir es dankbar anerkennen, daß sie sich um die Gesundheit der Neger viele Mühe gibt. Unsere Ärzte tun alles, was sie können, um der verheerenden Epidemien Herr zu werden. In den eröffneten Gebieten unserer Schutzgebiete soll es wohl nur noch wenige Neger geben, die nicht wenigstens einmal schon geimpft sind. Das ist überhaupt ein großer Vorteil der deutschen Kolonialpolitik, daß so viele Männer der Wissenschaft sich mit dem Studium unserer Kolonien befassen und häufige Reisen in unsere und fremde Schutzgebiete unternehmen, um die Verhältnisse zu vergleichen und daraus für unsere Länder zu lernen, fast immer unter Beihülfe des Kolonialwirtschaftlichen Komitees.

Schließlich haben wir dann aber auch noch, wenn wir unsere moralische Verpflichtung dem Neger gegenüber anerkennen, die Aufgabe, alle Schädigungen von unseren Eingeborenen nach Möglichkeit fernzuhalten, da ihr Charakter noch viel zu schwach ist, um den Versuchungen widerstehen zu können.

Man hat jetzt einen Kampf gegen die Schmutzliteratur in Europa eröffnet, wieviel notwendiger ist da aber noch die Fürsorge für unsere Eingeborenen,

damit sie diesen Schund nicht in die Hände bekommen. Ich glaube, eines der Hauptfordernisse unserer Zeit ist, daß die Regierung und die Missionen rechtzeitig dafür sorgen, daß für unsere Eingeborenen gute Blätter in der Landessprache herausgegeben werden. In jedem Jahre werden allein aus unseren Missionsschulen 10000 Kinder entlassen, die vollständig lesen gelernt haben, und die auch das Bedürfnis empfinden, sich weiter zu bilden und von den Vorgängen in der Welt unterrichtet zu sein. Weil in der Beziehung aber fast noch nichts geschehen ist, lesen viele Neger, die die Sprache beherrschen, englische und deutsche Bücher und Zeitungen, deren Inhalt nicht immer wünschenswert für sie ist. Ich hatte z. B. einen Schwarzen, der auf den „Vorwärts“ abonniert war. Ganz besonders sind aber gute Blätter wünschenswert, um den Negern Verständnis für die Änderung der Zeit beizubringen, und ihnen die Augen zu öffnen, was für Vorteile sie von der europäischen Verwaltung gehabt haben, in wie traurigen Verhältnissen sie vordem saßen, und wie ihre Mitarbeit notwendig ist, um aus den Ländern etwas Tüchtiges zu machen. Heute glauben die Neger, daß sie die fixen Menschen sind, die die Verhältnisse so geändert haben und begreifen nicht, daß man sie nicht in allem den Weißen gleichstellt. Wie können die Leute aber auch das richtige Urteil haben, wenn man sie nicht genügend aufklärt?

Ein großer Übelstand ist ferner die übermäßige Schnapseinfuhr in Westafrika, gegen die die Mission und alle weitsichtigen Leute nun schon seit 20 Jahren vergeblich ankämpfen. Diese Schnapseinfuhr ist den

Ländern erst mit der fortschreitenden Entwicklung so verderblich geworden, da früher bei der Armut der Neger, bei den hohen Verkaufspreisen, bei den fehlenden Verbindungen und der Verslossenheit des Inneren, gewöhnlich nur die Wohlhabenden sich einen regelmäßigen Alkoholgenuß erlauben konnten, während das gewöhnliche Volk außer an den Küstenplätzen nur bei festlichen Gelegenheiten in der Lage war, sich einmal berauschen zu können. Trotzdem betrug, wie früher schon erwähnt, die Spirituoseneinfuhr in Togo, als zuerst die Wareneinfuhr statistisch festgelegt wurde, bereits 30% aller von Europa importierten Waren. Auf Drängen der Engländer wurde dann im Jahre 1891 in Brüssel eine internationale Konferenz zusammenberufen, die den Zoll auf Alkohol auf 12 Pfg. per Liter festsetzte, mit der Bestimmung, daß dieser Satz alle 7 Jahre wieder revidiert werden solle. Im Jahre 1899 wurde er dann auf 56 Pfg. erhöht, im Jahre 1906 auf 1 M. resp. in Togo und Dahomey auf 80 Pfg. per Liter. Diese Sätze gelten außer in Kamerun auch heute noch in den meisten Kolonien, denn Exzellenz Dernburg, der es immer im Griff zu haben schien, was den Kolonien nützlich sei, hatte 1908 den Antrag gestellt, bei Gelegenheit einer internationalen Konferenz zur Regelung der Pulver- und Gewehreinfuhr, auch nochmals die Spirituosenzölle zu revidieren; er drang mit seinem Vorschlag aber nicht durch. Im Januar ist diese Kommission von neuem zusammengetreten, hat sich aber wieder vertagt, und es hat den Anschein, als wenn nur wiederum eine mäßige Zollerhöhung ihr Resultat sein soll. Damit ist aber den Eingeborenen nicht geholfen.

Die Neger sind inzwischen so reich geworden, daß sie sich heute ebenso leicht den teureren Schnaps kaufen können, wie früher den billigen, und die Schnapseinfuhr nach Westafrika ist beständig im Steigen begriffen, wenn sie auch bei den großen Importen von Eisenbahnmaterialien und Bedürfnissen der Regierung prozentual zurückgegangen ist. Es hat sich, um diesem Übel zu steuern, ein internationaler Verband zur Bekämpfung des Westafrikanischen Branntweinhandels gebildet, der die sehr vernünftige Forderung aufstellt, daß Alkohol in Fässern dort überhaupt nicht importiert werden soll, und daß jede Flasche mindestens 2 M. Zoll bezahlen muß.

Und nun zum Schluß muß ich noch auf die größte Kulturmacht hinweisen, die wir in unseren Schutzgebieten haben: auf die Mission.

Aus meinen Ausführungen ging hervor, was für fabelhafte Veränderungen in den letzten 30 Jahren in Afrika unter den Negern vor sich gegangen sind. Von allen Seiten drangen in ihre Abgeschlossenheit neue Eindrücke auf sie ein. Sie wurden in den Weltverkehr gezogen und in neue Anschauungen und Lebensverhältnisse gesetzt. Ihr alter Fetischglaube versagte, und sie verloren ihren bisherigen Halt. Das Alte fällt immer mehr, etwas Neues muß an seine Stelle treten, damit die Leute sich in den neuen Verhältnissen zurecht finden, damit diese Entwicklung ihnen auch wirklich zum Segen gereicht.

Schon lange ehe eine deutsche Kolonialpolitik begonnen wurde, haben auch die deutschen Christen ihre Boten ausgesandt, um den Heiden das Evangelium zu predigen und Christi Befehl zu

erfüllen, in alle Welt zu gehen und alle Völker zu lehren.

Treue Pionierarbeit ist von der Mission geleistet worden, ehe wir Übersee deutsches Land besaßen, und diese selbstlose Arbeit hat auch für unsere deutsche Kolonialpolitik große Früchte gezeitigt. So hervorragend auch die Leistungen der Regierungsbeamten sind, so sehr sie es verstanden haben, den Neger arbeitswillig und wohlhabend zu machen, auf solche Erfolge hätte die Regierung niemals zurücksehen können, wenn die Mission ihr und den Kaufleuten nicht so viele, tüchtige, wohlgeschulte und gebildete Leute zur Verfügung hätte stellen können. Alle Arbeiten, die hier in Deutschland von den Angestellten in den Kontoren, von den Schreibern in den Schreibstuben, von den Zollwächtern an den Grenzen gemacht werden, werden dort von jungen Negern besorgt, die fast ausschließlich aus den Missionsschulen hervorgegangen sind, und die Mission schätzt sich glücklich, den deutschen Schutzgebieten diesen Dienst haben erweisen zu können, der ihr selbst ja auch zu statten kommt, da viele ihrer Zöglinge auf solche Weise im Laufe der Zeiten in einflußreiche Stellungen kommen.

Es ist gar nicht genug bekannt, welch enorme Kulturarbeit von der Mission in dieser Beziehung geleistet wird. In unseren Schutzgebieten gehen heute schon über 160000 Kinder täglich zur Schule, und auf meiner letzten Reise habe ich nur in dem kleinen Togogebiet über 50 meiner eigenen, sogenannten gebildeten Schwarzen einladen können, die sämtlich mehr oder weniger selbständige Stellungen bei uns einnehmen.

Aber diese großen Kulturaufgaben, die die Mission für alle europäischen Kolonien leistet, ist für sie selbst natürlich kein Hauptzweck. Sie unterhält die Schulen ursprünglich nur, weil sie auf solche Weise am besten dem Volke nahe kommt, unter dem sie arbeitet, und weil das kindliche Herz am leichtesten zu beeinflussen ist. Sie geht nach wie vor ausschließlich davon aus, daß sie den uns, den christlichen Nationen zugehörigen Eingeborenen das Evangelium bringen will und ihren Teil dazu beitragen, daß außer den großen äußeren Vorteilen auch unseren Schwarzen das Beste was wir haben, unser Christentum, gebracht werde.

Und wie notwendig ist das! Welche Gefahren treten zugleich mit unserer Kultur an unsere Eingeborenen heran! Die Pioniere, die früher in die unentwickelten, gefürchteten Tropen, besonders nach Afrika gingen, waren meistens verwegene Gesellen, gewillt, unter allen Umständen in der Welt voranzukommen und entschlossen, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Geld zu verdienen. Losgelöst von Familie, Sitte, ohne Aufsicht der Regierung waren sie in den Mitteln, ihren Zweck zu erreichen, nicht sehr wählerisch. Sklaven-, Opium- und Schnapshandel sind die drei Dinge, die den rücksichtslos beschrittenen Weg bezeichnen, und es ist klar, daß solche Leute auch im persönlichen Umgang mit den Eingeborenen einen unheilvollen Einfluß ausübten.

Und diesem verderblichen Treiben stellte sich die Mission entgegen.

Wie überall in der Welt entspann sich auch dort der Kampf zwischen Materialismus und Christen-

tum. Der rücksichtslosen Gewinnsucht trat die aufopfernde, selbstverleugnende, christliche Liebe entgegen, und selbst in diesen schwierigen Verhältnissen bewies sie ihre Kraft. Sie sammelte in geduldiger Arbeit erst einzelne, aber als sie allmählich wuchs, bildete sie besonders im Innern Kulturzentren, von denen ein großer, segensreicher Einfluß auf weite Umgebungen ausging.

Ich werde den Eindruck nie vergessen, den eine solche Missionsstation auf mich gemacht hat, als es noch keine andere Kultur als die der Mission im Innern Afrikas gab.

Ich kam müde und abgespannt aus der heißen Prärie auf diese großangelegte europäische Missionsstation und wurde dort mit solcher Liebe und Freundlichkeit aufgenommen, wie ich es in Afrika lange nicht mehr gewohnt gewesen war. Als ich aber die gastliche Stätte nach einigen Tagen verließ, da mußte ich mich fragen, wenn auf mich, der ich an der Küste doch in ganz ähnlichen Verhältnissen lebte, eine solche Arbeit mit ihrem Leben und Treiben schon einen solchen Eindruck machte, wieviel mehr mußte sie dann auf die Eingeborenen wirken, die noch niemals etwas Ähnliches gesehen hatten.

Diese Bedeutung hat die Mission für die Entwicklung unserer Schutzgebiete allerdings verloren. Die Regierung mit ihrem großen Verwaltungsapparat und den gewaltigen Geldmitteln stellt alle äußeren Kulturleistungen der Mission heute in den Schatten, aber dafür ist ihre Arbeit und ihr geistiger und geistlicher Einfluß unter den Völkern sehr gewachsen.

Unsere protestantische Mission legt Wert darauf, besonders im Anfang den einzelnen Christen möglichst weit zu bringen und zu einem christlichen Charakter heranzubilden, damit er dann seinerseits wieder seinen Einfluß auf seine Landsleute ausübe. Und diese Arbeit ist ihr gelungen!

Dieser Weg, den die Mission gegangen ist, hat sich als der einzig richtige erwiesen. Und solcher Leute kenne ich eine ganze Menge, die ein aufrichtig christliches Leben führen. Diesen Leuten, nebst den angestellten schwarzen Lehrern und Pastoren, ist es vor allen Dingen zu danken, daß in großen Teilen unserer Schutzgebiete wohl kaum noch ein Mensch ist, der nicht wenigstens etwas vom Christentum wüßte, das dem Sauerteige gleich, alle Kreise durchdringt. Haben wir z. B. in Südtogo etwas über 100000 Menschen, und sind davon schon über 10000 getaufte Christen (je zur Hälfte katholisch und protestantisch), dann können wir ruhig sagen, daß wir aufgehört haben, einzelne zu bekehren, dann müssen wir unser Augenmerk darauf richten, unsere gesamten Länder nach europäischer Weise zu christianisieren, und in manchen Teilen sind wir auch gar nicht mehr weit davon entfernt.

Für diejenigen Kolonialpolitiker aber, denen die religiöse Ausbildung unserer Neger ganz nebensächlich erscheint, kann man darauf hinweisen, daß es dem Anschein nach kein besseres Erziehungsmittel zu wirtschaftlicher Tüchtigkeit für die Neger gibt, als die Mission. Man kann ganz genau verfolgen, daß die Länder sich am schnellsten und befriedigendsten entwickeln, in denen die unscheinbare Arbeit der

Mission am längsten gewirkt hat. Auf meiner letzten Reise fiel es mir auf, daß der viel unfruchtbarere Westen Togos sich so viel schneller und besser entwickelte, als der Osten mit seinen großen Palmenbeständen. Als ich in der Unterhaltung dies einmal erwähnte, sagte einer meiner Herren, der die dortige Gegend bearbeitet, daß ihm das auch schon lange aufgefallen sei, daß er viel über diesen Punkt nachgedacht habe und zu keinem anderen Resultat hätte kommen können, als daß durch die lange, intensive Arbeit unserer Norddeutschen Mission die Bevölkerung des Westens allmählich so viel intelligenter, arbeitswilliger und bedürfnisreicher geworden sei, als die des Ostens, wo erst die katholische Mission seit etwa einem Jahrzehnt ihre Arbeit begonnen hat. Einmal auf diesen Gedanken gebracht, habe ich daraufhin die Verhältnisse in den europäischen Kolonien Afrikas geprüft und die Richtigkeit dieser Gedanken nur bestätigt gefunden. Die günstigste und schnellste Entwicklung hat die Goldküste genommen, in der die Basler Mission nun fast ein Jahrhundert im großen Maßstabe gearbeitet hat. In den französischen Kolonien, in denen man der Mission sehr wenig freundlich gegenübersteht, ist eine entschiedene Verlangsamung der Entwicklung eingetreten. Ich habe mich immer gewundert, daß unsere reichste Kolonie, Kamerun, von dem kleinen, doch so unfruchtbaren Togo in wirtschaftlicher Beziehung so lange in den Schatten gestellt wurde. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß im Anfang unserer Kolonialpolitik in Kamerun besonders viele Fehler gemacht sind, diese hätten aber nicht so nachhaltig wirken können, wenn die

Eingeborenen durch die Mission gehoben, geschult und belehrt worden wären. Jetzt, wo die große Basler Mission und die kleine Baptistenmission bereits einen großen Einfluß dort gewonnen haben, geht alles gut voran, und dem Anschein nach geht auch Kamerun in diesem Jahrzehnt einer glänzenden Entwicklung entgegen, wenn die heute so unglaublich niedrigen Gummipreise nicht noch den ganzen Handel Südkameruns ruinieren.

So liegt es heute in unseren Schutzgebieten. —

Nach manchen Fehlern und Irrwegen betreiben wir seit einem Jahrzehnt im allgemeinen eine richtige Kolonialpolitik, arbeiten weitsichtig, großzügig und intensiv, und unsere Leistungen können sehr wohl einen Vergleich mit der englischen und französischen Kolonialpolitik vertragen.

Aber wir stehen noch ganz am Anfang der Entwicklung!

Die Erwerbung unseres ungeheueren Kolonialreichs stellt das deutsche Volk von neuem vor eine gewaltige Kulturaufgabe, mit der Kulturaufgabe vergleichbar, die es vor 8 oder 900 Jahren im eigenen Lande so glänzend gelöst hat. Damals bedeckten unendliche Wälder, viele Sümpfe und Moore den größten Theil unseres heutigen Vaterlandes. Eine unerschöpfliche Volkskraft, erstarkt unter der kraftvollen Leitung der Deutschen Kaiser, strömte aus Westfalen, Thüringen und Franken nach dem Osten und verwandelte in harter Arbeit das wilde Land in die jetzigen, lieblichen Gefilde. Heute warten die durch Sklavenjagden, Sklavenraub und Sklavenhandel verödeten Gebiete in unseren Kolonien der fleißigen

Hände, die, erstarkt unter dem mächtigen Schutz der schwarz-weiß-roten Flagge, die wogenden Grasmeere, die undurchdringlichen Dickichte, den hohen Wald der menschlichen Arbeit untertan machen sollen. Damals hätte ohne die Führung der vom Kaiser mit großem Landbesitz belehnten Edlen, ohne die weitsichtige, wohlwollende Leitung der Kirche unser Volk diese großartige Kulturleistung nicht vollbringen können. Heute bedürfen die Eingeborenen unserer Schutzgebiete der 3 großen Kulturfaktoren der Gegenwart: der deutschen Regierung, der deutschen Mission, des deutschen Kaufmanns, um unsere Neger auf eine höhere Stufe zu heben, um sie deutsche Art zu lehren, um sie allmählich zu deutschen Arbeitsleistungen zu erziehen.

Vor 800 Jahren erstand auf dem neu erschlossenen, deutschen Boden ein glänzendes Geschlecht, lebensfroh, derb, leidenschaftlich und trotzig, aber fromm, treu und unbedingter Hingabe fähig. Vielleicht die glücklichste Zeit des deutschen Volkes, denn jeder hatte eigenen, reichlichen Besitz. Und ebenso günstig wie vor 800 Jahren in Deutschland liegen heute die Verhältnisse in unseren Schutzgebieten. Es fragt sich nur, ob wir die Weisheit haben werden, die Verhältnisse ebenso günstig zu gestalten. Bei der dünnen Bevölkerung unserer Kolonien ist für jeden Ellenbogenweite vorhanden. Wir müssen die Länder durch Bahnen erschließen und den Negern Absatzmöglichkeiten verschaffen, sie heben, belehren und bekehren und dafür sollen sie im Laufe der Jahrzehnte uns die Millionen und Milliarden Rohprodukte liefern, deren unsere Industrie bedarf,

um sich vom Ausland unabhängig zu machen, als freie Bauern, die glücklich und zufrieden mit Weib und Kind den eigenen Acker bauen, froh des starken Schutzes des gewaltigen, Deutschen Reiches.

S
D
1

0000



Wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung unserer Schutzgebiete : Victor

I 8153